

TagesWoche

Zeitung aus Basel

tageswoche.ch

Aus der Community:

«So, so! Charivari
mit dem Briefträger
von Herrliberg.
Danke, ich verzichte.»

Robert Minder zu «Mit Blocher,
Trommeln und Trompeten»,

Webcode: @atto

Sport

Sport erobert die Universitäten

Die Nation der
Turnlehrer holt
auf: Schweizer
Universitäten bieten
attraktive Sportfächer
an – und die Zahl
der Studentinnen
und Studenten
schießt in die Höhe,
Seite 38

Die Zeitfalle

Job und Freizeit
vermischen
sich immer mehr –
Gesetz und
Arbeitsalltag
kollidieren, Seite 6

Leben

Das Dilemma des Organspendens

Nur jeder Zehnte in
der Schweiz ist bereit,
nach dem Tod seine
Organe zu spenden:
aus ethischen Gründen,
Scheu – und weil sich
selbst Ärzte über den
genauen Todeszeitpunkt
streiten, Seite 22



Sexualität 2.0

Die Sexologin Esther Elisabeth Schütz über
die richtige Aufklärung von Kindern –
und über das Internet als Lusttöter, Seite 28

TagesWoche
Zeitung aus Basel
Gerbergasse 30
4001 Basel
Tel. 061 561 61 61



04

Wählen Sie Meinungsvielfalt. Abonnieren Sie die TagesWoche.

Die TagesWoche überrascht jeden Freitag mit Kommentaren, Analysen und Hintergrundberichten aus Basel, der Schweiz und der Welt. Versüssen Sie sich Ihren ersten Freitagskaffee mit einer druckfrischen Note und bestellen Sie Ihr Abo direkt unter **www.tageswoche.ch/abo** via Mail an **abo@tageswoche.ch** und Telefon **061 561 61 61**

1 Jahr / 220.-



2 Jahre / 420.-



Halbjahr / 115.-



Studenten 79.- / Semester



Tages Woche

«Arbeitszeit» ist ein Auslaufmodell von Remo Leupin, Co-Redaktionsleiter



Remo Leupin

Die Arbeitstage meines Vaters, der in den 1970er-Jahren als Bauführer arbeitete, waren streng geregelt. Er arbeitete 44 Stunden pro Woche. Ausser freitags: Dann gab es eine Stunde früher Feierabend. Arbeits- und Überzeiten wurden minutengenau erfasst. Arbeit und Freizeit waren damals noch strikt getrennte Welten. Der Arbeitgeber wollte das so.

Heute arbeiten die Berufskollegen meines Vaters zeitlich viel flexibler. Die wöchentliche Arbeitszeit kann laut dem Schweizerischen Baukaderverband bis zu 50 Stunden, aber auch weniger betragen. Denn die Arbeitszeiten variieren je nach Auftragslage.

Das gilt inzwischen für viele Berufe. Dank der digitalen Vernetzung kann zudem jederzeit und überall gearbeitet werden: Im Homeoffice vermischen sich Arbeit und Freizeit immer mehr. Die Befürworter dieses Trends preisen die Vorteile der «individualisierten Arbeitszeit», dank der sich auch neue Freiräume für Freizeit und Familie eröffnen. Kritiker wiederum warnen vor gesundheitlichen Gefahren: Wo der Überblick über die Arbeitszeit verloren gehe, sei die Work-Life-Balance gefährdet.

Die Entgrenzung von Arbeits- und Freizeit strapaziert aber auch das Arbeitsgesetz. Darin wird etwa festgelegt, dass Chefs die Arbeitszeiten minutiös erfassen müssen – vom Arbeitsbeginn über Pausen bis zum Feierabend. Eine Auflage, die in vielen Branchen nicht mehr erfüllt werden kann. Experten gehen davon aus, dass heute rund 30 Prozent der Werktätigen ohne Zeiterfassung arbeiten. Im Dienstleistungssektor und bei den kreativen Berufen liegt diese Quote noch höher. Gesetz und Arbeitsrealität driften immer mehr auseinander.

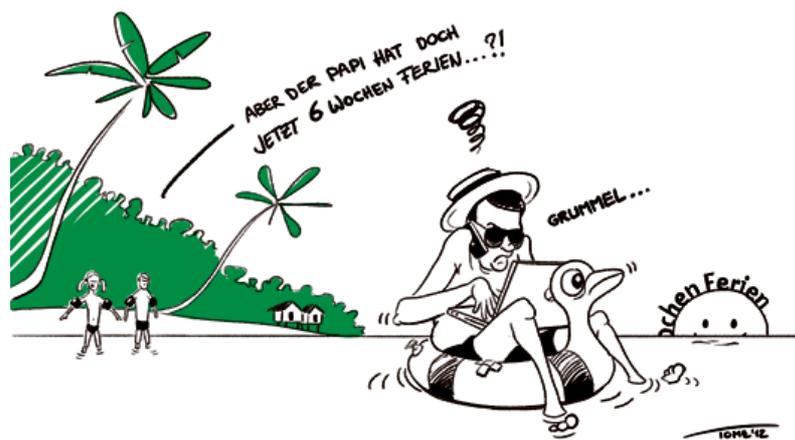
Lässt sich das veraltete Arbeitszeit-Konzept flexibler gestalten, ohne dass der Arbeitnehmerschutz leidet? Gibt es taugliche Modelle, die das Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis zeitgemässer definieren? Leider nicht, wie unsere Titelgeschichte zeigt (Seite 6). Zwar werden im Kampf um Talente künftig jene Firmen gewinnen, die ihre Mitarbeiter via faire Leistungsziele führen und ihnen weitgehende Souveränität über die eigene Arbeitszeit gewähren. Da aber der Status quo bequemer ist, setzen Behörden, Firmen und Verbände weiterhin auf das Auslaufmodell «Zeit gegen Geld». **Webcode: @assup**

Das Mass der Arbeit

Lesen Sie die Titelgeschichte ab Seite 6 – und diskutieren Sie mit auf tageswoche.ch.

Gesehen

von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 37-Jährige wohnt in Bern.

tageswoche.ch

Aktuell im Netz



Das grüne Dreieck markiert Beiträge aus der Web-Community und lädt Sie ein, sich einzumischen.

Mehr als eine Zeitung:

Die TagesWoche berichtet täglich aktuell im Web. Das sind unsere Online-Schwerpunkte der kommenden Tage:

Starpianist im Schauspielhaus:

Die «New York Times» hat seine CD 2010 zum «Album des Jahres» gekürt, am Samstag spielt Vijay Iyer im Schauspielhaus Basel. Der Pianist kombiniert indische Ekstase mit modernem Jazz. Die Konzertkritik lesen Sie am Sonntag.

Kolorist in der Fondation Beyeler:

In Riehen eröffnet am Sonntag eine Retrospektive zum Koloristen Pierre Bonnard. Lesen Sie ab Samstag, ob sich ein Abstecher nach Riehen lohnt.

Das Comeback der Muppets:

Nach zwölf Jahren erscheint ein neuer Film mit Kermit & Co. Unsere Filmkritik lesen Sie am Montag, gefolgt von einer Listomania mit den denkwürdigsten Momenten der Muppet-Show.

Dossier Kinderpsychiatrie:

Die Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik soll an den Stadtrand ziehen. Psychiater, Kinderärzte und Eltern wehren sich dagegen. Alles zum Thema in unserem Dossier auf tageswoche.ch.

Basel-Stadt vs. Baselland:

Am Donnerstag wurde das neue Basler Stadtbuch präsentiert. Lesen Sie jetzt auf tageswoche.ch über das schwierige Verhältnis von Basel-Stadt und Baselland.

Gefordert: Erwin Oesch

Erste Adresse für Fasnächtler

Der Musikalienhändler Erwin Oesch lebt nicht vom Piccolobauen allein. Während der dreyscheenschte Dääg ist der Laden in der Spalenvorstadt aber exklusiv für die Fasnächtler da.

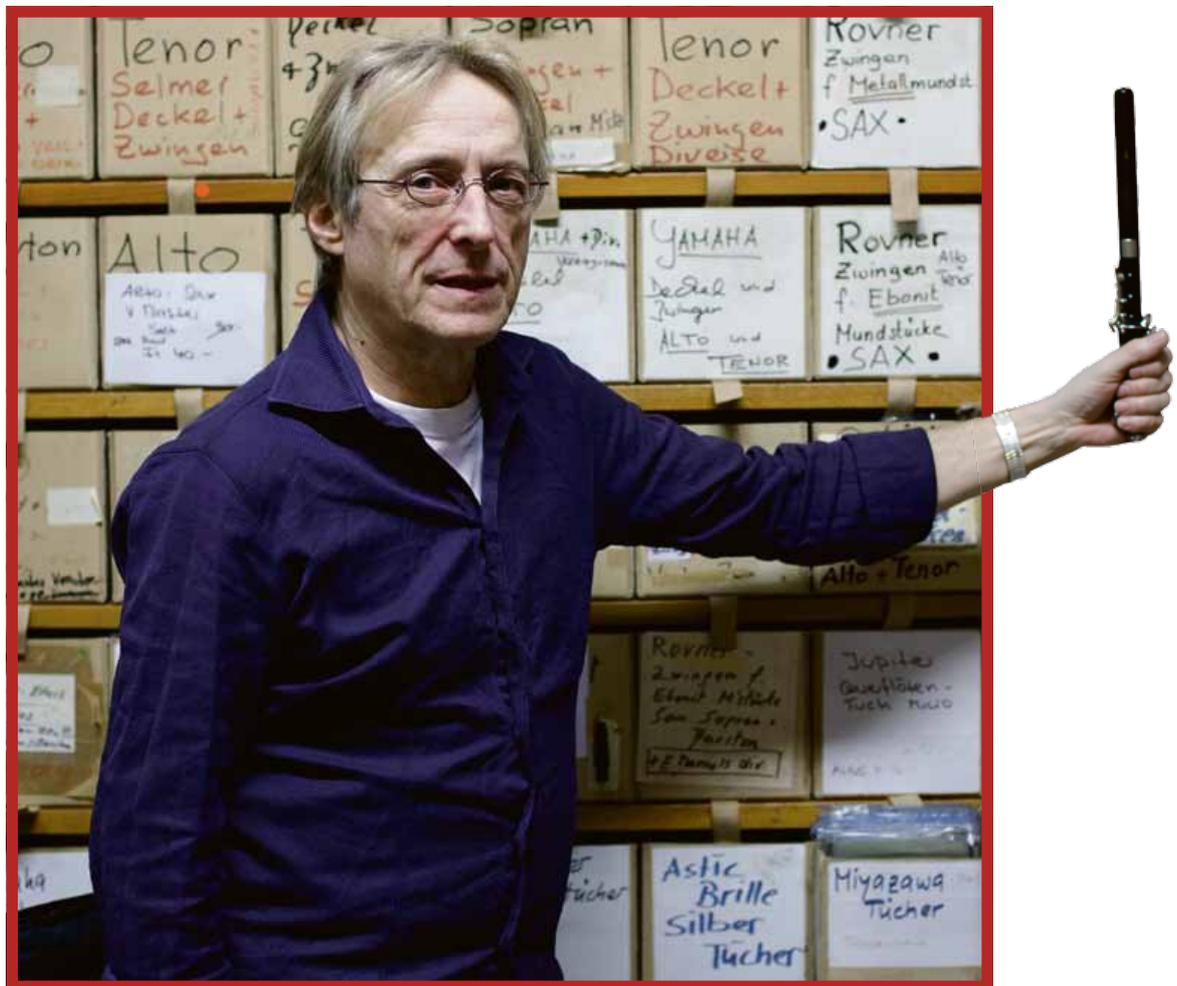


Foto: Cedric Christopher Merkli

Gerade sei ihm ein riesiger Stein vom Herzen gefallen, sagt Erwin Oesch erleichtert. Eben erreichte ihn die frohe Kunde, dass die bestellten Pfyffe-Wischerli rechtzeitig zur Fasnacht geliefert werden können. «Es gibt nur noch einen einzigen Hersteller, und die Wischerli gehen an den dreyscheenschte Dääg natürlich wie warme Weggli über die Theke.» Nicht auszudenken, einen Kunden ohne das unverzichtbare Accessoire aus dem Laden schicken zu müssen.

Musik Oesch ist nicht nur für Pfeifer, sondern für Blasinstrumentalisten aller Gattungen eine Institution. Wer eine ausgefallene Spezialanfertigung will, wie jener Kunde, der sich ein Piccolo aus grünem Kunststoff wünscht, ist bei Oesch ebenso an der richtigen Adresse wie die Fagottistin, die ihr 28000 Euro teures Instrument restaurieren lassen will. Spezialanfertigungen und aufwendige Restaurationen sind die Leidenschaft von Erwin Oesch.

Die Oesch sind ein Familienunternehmen wie aus dem Bilderbuch. Gegründet vom 1950 nach Basel zugewanderten und im letzten Jahr verstorbenen Erwin Oesch senior, wird das Geschäft heute von den Brüdern Erwin und Die-

ter betrieben. Das Büro schmeisst Erwins Sohn Florian, der den Laden, so viel steht bereits fest, dereinst mit Dieters Tochter Jennifer weiterführen wird. Das Geschäft zählt sieben Mitarbeitende – darunter Kevin Klapka, der «beste Pfeifer der Nordwestschweiz», wie Oesch sagt. Laden, Lager und Werkstatt erstrecken sich auf drei Etagen in zwei Häusern an der Spalenvorstadt 27 und 29. Hier findet man Klarinetten, Oboen, Fagotte und Saxophone bis hin zum gesamten Orff-Instrumentarium. Das alles kann man auch mieten. «Aktuell haben wir rund 700 Mietinstrumente draussen.»

Mit Piccolos mache er 10 bis 15 Prozent des Umsatzes, erklärt Oesch. Was nicht zuletzt daran liegt, dass die Instrumente ewig halten. «Wir schaffen eben bleibende Werte», schmunzelt er. Während der dreyscheenschte Dääg müssen aber auch die wichtigsten Kunden hinstehen. Dann ist der Laden zu 100 Prozent für Fasnächtler und Notoperationen an ihren Instrumenten reserviert. Das ist auch Erwin Oesch eigener Leidenschaft geschuldet. Der Multiinstrumentalist marschiert bei der bekannten Clique «D Pfyffer» mit. *Dani Winter* [Webcode: @assur](#)

WOCHENTHEMA



Das Prinzip «Zeit gegen Lohn» ist von gestern

In der modernen Arbeitswelt ist die «Arbeitszeit» nur noch schwer messbar, weil sich Arbeits- und Freizeit immer mehr vermischen. Noch aber fehlen praktikable Alternativmodelle zur Messung der Arbeitsleistung, Seite 6

INTERVIEW

TagesWoche: Haben Männer mehr Lust auf Sex als Frauen?

Esther Schütz: Hormonell wird das sexuelle Begehren des Mannes täglich sowie in der Nacht etwa im Vier-Stunden-Rhythmus angeregt. Er nimmt es allerdings nicht bewusst wahr. Frauen werden kurz vor dem Eisprung hormonell angeregt. Also einmal im Monat.

TagesWoche: Das ist bedeutend weniger!

Esther Schütz: Ja, da besteht zwischen den Geschlechtern ein deutlicher Unterschied. Darum sind die Lernschritte, die Frauen und Männer für eine erfüllte Sexualität machen können, von zentraler Bedeutung.

Das ganze **Interview mit der Sexologin Esther Elisabeth Schütz** ab Seite 28



TagesWoche 4

REGION

Riesentheater um Parkplätze

Psychologen erklären die Basler Probleme mit der Parkraumbewirtschaftung 14

An den Stadtrand verbannt

Gegen den Neubau der Jugendpsychiatrischen Klinik wehren sich Eltern 17

Umschwärmte Grünliberale

Die GLP wird von anderen Parteien hofiert – aber sie ist ein wechselhafter Partner 18

SCHWEIZ

Vage Mitte

Vor den Wahlen kündigten CVP und BDP Grosses an – es ist ruhig geblieben 20

Nichts gelernt

Es stehen wieder aufgeregte Asyl Diskussionen bevor, aber ändern tut sich nichts 21

Kampf um Spenderorgane, Seite 22

LEBEN

Der Tod der Blumenfrau

Am Eingang des Steinenparking verkaufte sie jahrelang Rosen – nun ist Yoli tot 25

INTERNATIONAL

Widerstand gegen Deutschlands Eiserne Lady

Europas Politiker kritisieren Merkels Sparwahn als Rezept gegen die Krise 26

DIALOG

Wochendebatte: Braucht die Schweiz wieder fixe Buchpreise?

Yvonne Peyer von Olymp & Hades gegen Franziska Freivogel von Nasobem 33

Gastkommentar

Andreas Amsler über «Open Data» und den freien Zugang zu Behördendaten 34

Bildstoff

Der Basler Fotograf Alexander Palacios zeigt Models hinter den Kulissen 35

SPORT

Schweizer Unis punkten im Sport

Das Land der Turner holt im Bereich der Sportwissenschaften auf 38

KULTUR

Verbotene Blicke

Pierre Bonnards nackte Frauen – eine Ausstellung in der Fondation Beyeler 44

DIALOG

Stimmen aus der Community

«Der Blick auf die kleinen Dinge im Leben, welche doch nachhaltig sind. Sehr berührend.»

Sibylle Fischer-Bühler via Facebook zu «Die Blumenfrau ist nicht mehr», Webcode: @asulz

«Seid ihr am Google füttern? Schnee am... who cares?!»

@ugugu via Twitter zu «Schneemassen führen zu Strassensperrungen in den Alpen», Webcode: @ataqy

KULTUR



Glory Hazel – Kunst pornos für Frauen:

Sabine Fischer, Sandra Lichtenstern und Basil Kneubühler machen aus Pornofilmen Kunst, Seite 42

AGENDA

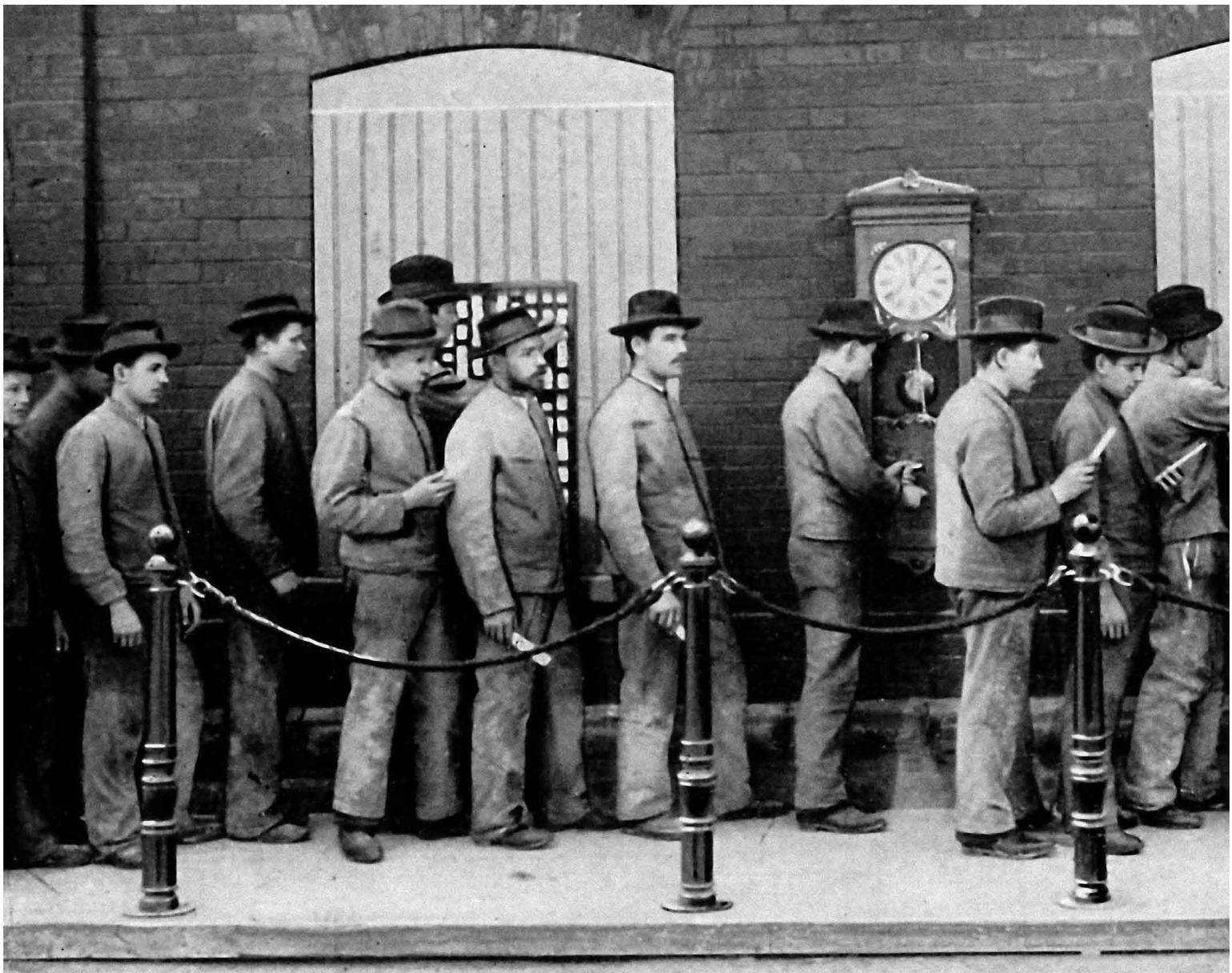
Wochenstopp: Am neunten Basler Lyrikfestival bringt Nora Gomringer Worte zum Sprechen, Seite 47

Kultwerk: Jackson Pollocks «Action Painting» – der amerikanische Künstler würde am 28. Januar 100 Jahre alt, Seite 53

Wochenendlich in Fiesch: Pulverschnee ohne Ende und ein atemberaubendes Alpenpanorama – was will man mehr?, Seite 54

Impressum, Seite 32

Bestattungen, Seite 16



Das Mass der Arbeit

Das Prinzip «Zeit gegen Geld» ist veraltet.
Noch fehlt aber ein besseres Modell zur
Messung der Arbeitsleistung. *Von Peter Sennhauser*



In der Frühzeit der Industrialisierung schützte das Messen der Arbeitszeit die Arbeiter vor Ausbeutung. Im Bild: Angestellte eines Industriebetriebs passieren die Stechuhr (1902). Foto: Firma Bürk

Das Dach muss auf die Hütte: Für morgen ist schlechtes Wetter angesagt. Aber Balz Stückelberger steht irgendwann am frühen Abend auf dem Robinsonsplatz und beantwortet telefonisch die Anfrage eines Journalisten. «Das Geschäft» hat ihn bei der Freizeitarbeit eingeholt.

Noch vor 15 Jahren wäre es nicht dazu gekommen, denn damals gab es keine Mobiltelefone. Stückelberger hätte entweder in seiner Freizeit völlig unbehelligt am Dach der Robi-Hütte arbeiten können. Oder er hätte am Arbeitsplatz frei genommen und den Job tagsüber erledigt. So oder so aber wäre seine Arbeitszeit als Geschäftsführer des Arbeitgeberverbands der Schweizer Banken klar auszuweisen gewesen – anhand seiner Präsenzzeit im Büro.

Heute kann Stückelberger überall und fast jederzeit arbeiten. Allerdings müsste er als Angestellter die Zeit theoretisch fein säuberlich notieren: So will es das Schweizer Arbeitsgesetz. Es verpflichtet die Betriebe, jederzeit über die mit Arbeit verbrachte Zeit ihrer Arbeitnehmer Auskunft erteilen zu können – den Behörden, wenn sie stichprobenweise vorbeischauchen, wie auch dem Gericht im Streitfall. Dass viele Firmen dies schlicht nicht mehr erfüllen, ist allen

Beteiligten wohl bekannt. Schätzungen gehen laut NZZ davon aus, dass für 30 Prozent der Schweizer Angestellten keine wie auch immer geartete Zeiterfassung existiert. Das liegt weniger am fehlenden Willen oder gar Wissen um die Schutzregelung als ganz einfach an radikalen Veränderungen der Arbeit in vielen Branchen namentlich des wachsenden Dienstleistungssektors. Neue Technologien und Methoden haben Arbeitszeit- und Familienmodelle ermöglicht, auf die das Arbeitsgesetz nicht ausgerichtet ist.

Absurd: Die wöchentliche Arbeitszeit für Bürojobs darf 45, die für Bauarbeiter 50 Stunden nicht übertreffen.

Denn die zugrunde liegende Basis hiess «Zeit gegen Lohn», und sie sollte für alle gelten. Eine rudimentäre Differenzierung nach Sektoren oder Branchen ist zwar vorhanden. Aber sie widerspricht mit den Obergrenzen von 45 Wochenstunden für Büro- und Industrieangestellte und das Verkaufspersonal

der Grossverteiler gegenüber 50 Wochenstunden für das Gewerbe, zu dem körperlich anstrengende Berufe im Bausektor gehören, dem gesunden Menschenverstand. Es handle sich um einen «guteidgenössischen Kompromiss» aus der politischen Situation der Entstehungsgeschichte des Gesetzes, sagt Arbeitsrechtsprofessor Thomas Geiser von der Universität St. Gallen. «Man wollte damals ganz einfach dem Gewerbe keine 45 Stunden zumuten.»

Dabei hatte der Gesetzgeber den Schutz der Arbeitnehmer im Auge. Mit «Zeit» war Präsenzzeit am Arbeitsort gemeint. Dass die Patrons ausserdem in eine Fürsorgepflicht eingebunden waren und ein erträgliches Arbeitsklima zu garantieren hatten, war ihnen angesichts der Einheit von Zeit und Ort noch problemlos zumutbar.

Arbeits- und Privatleben vermischen sich

Heute ist vieles anders. Nicht nur der Ort, auch die Art der Arbeit hat sich durch Technologie in vielen Branchen verändert. Arbeit und Privatleben gehen immer mehr ineinander über; Angestellte erledigen im Büro nebenbei private Onlinegeschäfte, oder sie sitzen zu Hause am PC und arbeiten für den Betrieb. Die Belastung des Arbeitnehmers, vor welcher er geschützt werden muss, besteht längst nicht mehr in erster Linie in der schieren Stundenzahl, sondern in den komplexeren Anforderungen – von ständiger Erreichbarkeit bis zu nicht einhaltbaren Fristen für spezifische Zielsetzungen. Von Gesetzes wegen gemessen werden müsste aber die «Zeit».

Ein Ansatz zur Lösung des Problems heisst «Vertrauensarbeitszeit». Einigen sich Sozialpartner auf dieses Modell, dann kann der Arbeitgeber von seiner Aufzeichnungspflicht befreit werden – ohne dass dadurch die Arbeitszeitbeschränkung und die staatliche Limite für 170 Stunden Überzeit im Jahr aufgehoben sind. Ein kleines Paradoxon in sich, denn Überzeit lässt sich ja erst messen, wenn zuvor die Arbeitszeit gemessen wurde. Die vermeintlich «lange Leine», fürchten Arbeitnehmervertreter, führt einerseits zum Ausfransen der eigentlichen Arbeitszeit und zur Beweisumkehr im Streitfall.

Balz Stückelberger sitzt in der Arbeitsgruppe des Staatssekretariats für Wirtschaft und Arbeit Seco, welche mit einem Pilotprojekt Lösungen für den Bankensektor eruiieren sollte. «Das Arbeitsgesetz ist sehr industriellastig. Wir haben in vielen Bereichen deswegen eine gute Work-Life-Balance, weil das Gesetz, das die Arbeitnehmer schützen sollte, nicht eingehalten wird.» Eigentlich, merkt Stückelberger an, geht es um mehr als um Erfassung der Arbeitszeit – es geht um die Definition der Arbeit selber.

Die Gefahren für «Wissensarbeiter»

Darauf will sich aber niemand hinauslassen. Stückelbergers Gegenüber, Hans Furer, Anwalt und Präsident des Bankpersonalverbandes Nordwestschweiz, sieht wenig Grund für eine Lockerung der Zeiterfassungspflicht. Ein Arbeitsvertrag regle nach Obligationenrecht ganz einfach das Verhältnis der zur Verfügung zu stellenden Zeit gegen einen Lohn. «Völlig unabhängig vom Vertrag ist die Freude oder Befriedigung an dem, was Sie tun», sagt Furer.

Hierin allerdings liegt vielleicht die Kernfrage – nämlich, ob dem Schutz des Arbeitnehmers mit dem Schwerpunkt Arbeitszeit noch Genüge getan wird. So mancher ist inzwischen bereit, für spannendere Aufgaben, mehr Spielraum und mehr Freiheit allenfalls höhere Arbeitszeiten in Kauf zu nehmen. Der Schutzgedanke aus dem Fabrikgesetz, das vor körperlichen

Schäden in schlecht gelüfteten Fabrikhallen bei 16-stündiger Fließbandarbeit bewahren sollte, setzt unter modernen Arbeitsbedingungen auf einen zu einfachen gemeinsamen Nenner. Moderne «Wissensarbeiter» sind weniger dem Risiko von giftigen Dämpfen, fallenden Ziegelsteinen oder auch ganz einfach dem körperlichen Zusammenbruch aufgrund physischer Überlastung ausgesetzt. Eine grosse Gefahr, die sie im Zusammenhang mit der Belastung durch die Arbeit bedroht, heisst «Burn-out» – und das habe mit langen Arbeitszeiten wenig bis gar nichts zu tun, sagt Nico Rubeli. Der Theologe berät im Auftrag von Firmenkunden in Basel Burn-out-Opfer. «Das Problem ist noch nicht einmal einfach Stress. Gelegentliche positive Stressmomente sind notwendig – unsere Vorfahren erlebten sie einmal oder zweimal täglich auf der Jagd.» Dieser sogenannte Eustress ist ein Motivator und sorgt nach der Bewältigung, medizinisch betrachtet, für die Ausschüttung von Endorphinen – Glückshormonen.

Das Arbeitsgesetz schützt nicht vor Burn-out

Gefährlich, hemmend und schliesslich zum Zusammenbruch führend ist hingegen chronischer negativer Stress. Und dessen Ursachen liegen in anderen Faktoren als der Arbeitszeit oder überhöhten Forderungen des Arbeitgebers. «Wenn Sie alle paar Minuten eine E-Mail oder Anrufe von Leuten aus ihrem Arbeitsumfeld erhalten, die Sie hassen oder fürchten», sagt Rubeli, «ist das ausgesprochen schädlicher Stress.»

Dass die neue Arbeitsrealität mit ständiger Erreichbarkeit und hohem Erwartungsdruck diesen Faktoren Vorschub leistet, ist kaum zu bezweifeln. Das geltende Arbeitsrecht aber bietet wenige Instrumente gegen solche Auswüchse: Schlechte Stimmung, intransparente Abläufe und intrigante Kollegen lassen sich nicht verbieten, und der Arbeitgeber kann die Rolle des Patrons, der für ein erträgliches Klima sorgen muss, angesichts der in alle Winde verstreuten Arbeitnehmer und unkalkulierbaren Arbeitszeiten niemals so wahrnehmen wie der einstige Fabrikbesitzer.

Rubeli entlastet die Zeit mit zwei weiteren Argumenten vom Nimbus, Ursache von Stress zu sein: Für das Wohlbefinden von Arbeitnehmern sei die Sinnerfahrung von grösster Bedeutung. «Wer sich mit den Zielen seines Arbeitgebers und vor allem den erarbeiteten Produkten identifizieren kann, läuft weit weniger Gefahr, ein Burn-out zu erleiden, als, sagen wir, ein Pazifist, der bei einem Waffenhersteller arbeitet.» Aus dem gleichen Grundsatz leitet er auch

Lange Arbeitszeiten sind keine Hauptursache für Burn-outs. Chronischer Stress hat andere Gründe.

den Umstand ab, dass Selbstständigerwerbende, obwohl von den Arbeitszeitbeschränkungen ausgenommen und vielfach überhöhte Arbeitsbelastungen auf sich nehmend, trotzdem viel weniger Burn-outs erleiden als fremdbestimmte Angestellte.

Die einfachste Schlussfolgerung daraus wäre, dass man zumindest in jenen Berufsfeldern und Umgebungen, in denen sich die Einheit von Ort und Zeit in der Arbeit durch die neuen Technologien am stärksten auflöst, eine Lockerung der gesetzlichen Zeitobergrenze und der Erfassungspflicht im Tausch gegen andere, neue generelle Kontrollfaktoren und Regulierungen einführt.

In einigen Details trägt sogar das geltende Arbeitsgesetz mit seinen vielen Ausnahmen diesem Umstand Rechnung. So sind etwa Kadermitarbeiter von der Erfassungspflicht ausgenommen. In Arbeitnehmerkreisen wird behauptet, dass deswegen in ganzen Branchen eine Inflation von Kaderpositionen stattge-



Peter Hogenkamp, 43, Leiter digitale Medien und Mitglied der Unternehmensleitung der NZZ-Gruppe, in fester Partnerschaft, Vater von zwei Kindern (2- und 6-jährig), pendelt täglich von seinem Wohnort St. Gallen nach Zürich. Peter Hogenkamp arbeitet mit einem 100-Prozent-Pensum ohne Arbeitszeiterfassung.

«Ich arbeite ausgesprochen gerne, das war schon immer so. Die Schulzeit fand ich noch eher langweilig, aber schon als ich mit 18 bei McDonald's am Grill angefangen habe, fand ich es toll. Meine Präsenzzeiten im Büro sind eher kurz, ich komme zwar früh, aber gehe auch oft früh wieder auf den Zug, damit ich die Kinder noch sehe. Zum Glück ist mein Chef ähnlich, er sagt, ihn interessiert nicht der Input, sondern der Output. Dadurch ist mir auch nach zehn Jahren Selbstständigkeit der Wechsel ins Angestelltenleben leicht gefallen.

Ich bin aber fast ständig erreichbar. Mir macht es nichts aus, auch zu Hause online zu sein, im Gegenteil. Eher Mühe habe ich mit Leuten, die eine generell negative Einstellung zur Arbeit haben. Ich arbeite gern mit Menschen zusammen, denen ihre Arbeit sichtlich Freude macht. Natürlich gibt es Arbeit, die lästig ist. Vor allem Meetings, die es eigentlich nicht braucht.

Ich bin zwar Fan von allem Elektronischen, aber die Agenda, die für alle Leute einsehbar ist, hat auch Nachteile. Wenn beim Peter noch eine freie Stunde ist, wird schnell noch ein Termin

reingedrückt. Ich merke, dass ich durch die vielen Sitzungen mehr Mühe als früher habe, konzentriert konzeptionell zu arbeiten. Insofern freue ich mich auch, wenn mal etwas ausfällt. Dann gehe ich gern mal im Haus spazieren oder bummle eine Runde durchs Quartier.

Natürlich ist mein Job stressig, aber ich würde nie jemand anderem die Schuld geben, wenn ich mich ausgepumpt fühle. Ich kann ja zu einem grossen Teil selbst entscheiden, wie viel ich mir auflade. Meine Frau arbeitet auch sehr viel, das mit den Kindern ist häufig ein Balanceakt. Für mich gibt die Familie die «natürliche Obergrenze» der Arbeitszeit vor, daher mache ich mir wenig Gedanken, ob ich mein Pensum reduzieren sollte. Mein Leben ist ausgefüllt mit Arbeit und Familie, da bleibt keine Zeit für individuelle Hobbys oder viele Freundschaften.

Ob ich ein Workaholic bin? Ich kann mit dem Begriff wenig anfangen, alles, was auf «-holic» endet, ist so negativ besetzt. Arbeiten macht mir Freude, ich bin glücklich mit dem Mix, wieso sollte ich etwas ändern?» *Monika Zech*

funden habe – was die Rechtspraxis mit Bundesgerichtsentscheiden korrigiert hat, wonach für die Ausnahme nur Positionen im direkten Umfeld eines CEO qualifizieren.

Bei guten Jobs spielt Arbeitszeit keine Rolle

Und obwohl Streitfälle um Arbeitszeiten die Mehrheit der Arbeitsprozesse ausmachen – weil sie am eindeutigsten geregelt ist –, gibt es Branchen, in denen sichtbar wird, dass die Arbeitszeit längst nicht mehr der schützenswerteste Teil eines Arbeitsver-

trages ist. In ganzen Berufsgattungen nehmen Menschen zugunsten von Flexibilität, Verantwortung und anderen Vorteilen längere Arbeitszeiten und sogar vergleichsweise tiefere Löhne in Kauf – etwa in der Medienbranche, wie Stephanie Vonarburg, Zentralsekretärin der Gewerkschaft Syndicom, bestätigt. Umso mehr bedauert sie den Verlust des Gesamtarbeitsvertrags zwischen Verlegern und Journalisten, der anderweitige Ausgleichsleistungen wie zusätzliche Ferienwochen garantiert habe.

Die neue Gewichtung der Qualitäten eines Jobs wird aber zunehmend generell erkennbar. Im

Human-Resources-Barometer 2010 der ETH Zürich zeigte sich, dass Arbeitszeitmodelle besser abschneiden, je mehr Flexibilität sie bieten; und in jenen bessergestellten und -bezahlten Jobs, die über Headhunters besetzt werden, nehmen Bewerberinnen und Bewerber den Begriff «Arbeitszeit» schon gar nicht mehr in den Mund. Sie versichern vielmehr explizit, zu langen Arbeitszeiten und Wochenendarbeit bereit zu sein, wie ein Vermittler für Spezialisten zu Protokoll gibt. Im Gegenzug allerdings fordern sie ausnahmslos ein transparentes, intrigenfreies Umfeld und Gestaltungsmöglichkeiten für die optimale «Work-Life-Balance».

Work-Life-Balance statt klarer Arbeitszeitabgrenzung – Geschwätz einer Schicht privilegierter Angestellter? Nicht, wenn man der Initiative «Better Life» der OECD Glauben schenkt. Demnach liegt die Schweiz mit der durchschnittlichen Arbeitszeit europaweit im Spitzenfeld. Zugleich liegt sie aber auch bei der Bemessung eben dieser «Work-Life-Balance» auf dem guten sechsten Rang; Die Menschen hierzulande scheinen im Vergleich mit den umliegenden Ländern trotz grösserem Arbeitseinsatz zufriedener zu sein.

Das impliziert, dass «Arbeit» heute mehr ist als eine bestimmte Stundenzahl, die jemand gegen einen ausgehandelten Lohn zur Verfügung steht. Um aber

diesen einfachen Massstab umfassend und nicht nur branchenabhängig an die Realität der Wissensberufe anzupassen, müsste das Arbeitsrecht angepasst werden – und das ist ein politisch hochexplosives Unterfangen. Auch oder gerade in einem Land, das einen Vorstoss der Gewerkschaften für generelle Arbeitszeitkürzungen (auf 36 Stunden) 2002 mit einer Dreiviertelmehrheit haushoch verworfen hat. Umgekehrt werden sich die Gewerkschaften gegen jeden Versuch, an den geltenden Bestimmungen zu rütteln, mit aller Macht wehren.

Gesetz mit absurden Ausnahmeregeln

Entsprechend vorsichtig gehen die Mitglieder der Banken-Vertrauensarbeitszeitskommission mit dem Thema um. Die Ergebnisse des Pilotprojekts stehen noch unter Verschluss. Besonders überzeugende Lösungen scheinen denn auch nicht herausgekommen zu sein. Einer der weitestgehenden Vorschläge, ist der NZZ zu entnehmen, liegt in der Festlegung einer Salärbergrenze für die Zeit-Erfassungspflicht bei 200 000 Franken. Hans Furer hat dafür nichts übrig: «Das ist nicht mehr als ein untauglicher Kompromissversuch des Seco.»

Mehr Kredit gibt dem Ansinnen der Arbeitsrechtsprofessor Thomas Geiser – wenn auch nicht mit dem genannten Betrag: «Man muss in diesen Fragen keine weiteren Zahlen ins Spiel bringen. Man könnte die Obergrenze der Unfallversicherung von 126 000 Franken anwenden.»

Geiser sieht im Arbeitsrecht durchaus einige revisionsbedürftige Details. Die Ausnahmeregelungen hält er für teilweise nichts weniger als «absurd». «Wussten Sie, dass Lehrer an öffentlichen Schulen von der Arbeitszeiterfassungspflicht ausgenommen sind, an privaten nicht?» Oder dass für Mitarbeiter der elektronischen Medien für Sportanlässe die Wochenendarbeit explizit erlaubt ist, «ebenso für Mitarbeiter von Sicherheitsdiensten, weil Fussballspiele ja eine so gefährliche Sache sind – man aber ausgerechnet die Spieler selber, de facto Angestellte, vom Sonntagsarbeitsverbot auszunehmen vergessen hat?»

Sportreporter dürfen sonntags arbeiten, Fussballer streng nach Arbeitsgesetz nicht.

«Die Schutzbestimmungen im Arbeitsgesetz sind dennoch im Grundsatz sinnvoll, von den Maximalarbeitszeiten über Pausenvorschriften bis zu Sonntagsarbeitsverbot. Wie flexibel sie ausgelegt werden, ist eine andere Frage.»

Wegen Einzelanliegen wie der Zeiterfassung will Geiser nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. «Natürlich wären Regelungen und Kontrollen in vielen anderen Punkten sinnvoll. Das ist aber komplizierter; es setzt voraus, dass die Kontrolleure weitgehende Einsichtsrechte kriegen und eine höhere Sachkompetenz haben, wodurch die Kontrolle teuer wird.» In vielen Branchen bestünden Detailregelungen durch Gesamtarbeitsverträge.

«Wenn Sie beispielsweise Menschen mit hohem Einkommen aus dem Arbeitsschutz ausnehmen – bis auf die Ebene des Obligationenrechts –, dann haben Sie mit einer massiven Verschärfung des Arbeitnehmerschutzes in den folgenden Jahren zu rechnen.» Denn das liberale Schweizer Arbeitsrecht sei dem Umstand zu verdanken, dass es buchstäblich für alle gelte. Kündigungsschutz und Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall sind von der Putzfrau bis zum Generaldirektor anwendbar. Das, sagt Geiser, sei ein Unikum, und es Sorge dafür, dass keine Seite das Gesetz politisch angreift – «denn jede Verschlechterung oder Verbesserung gälte immer auch für die Gegenseite». **Webcode: @atncx**



Corinne Zürcher, 38, gelernte Kauffrau, Leiterin der Abteilung Verarbeitungs-Service bei Bank Coop, Vorgesetzte von 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Mutter einer achtjährigen Tochter, lebt mit ihr und ihrem Partner zusammen. Corinne Zürcher arbeitet mit einem 80-Prozent-Pensum – vier Tage pro Woche, davon einen zu Hause.

«Für mich ist dieses Arbeitsmodell perfekt, der Mix stimmt. Drei Tage im Büro, freitags Homeworking – bei Bank Coop heisst das offiziell «Teleworking» – und am Montag frei. Dieser Frei-Tag ist mir sehr wichtig, der gehört mir und meiner Familie. Es tönt zwar nicht sehr aufregend: Ich mache den Haushalt, gehe ins Fitness, treffe mich vielleicht mal mit einer Freundin und bin für meine Tochter da. Am Nachmittag hat sie schulfrei. Montags kümmere ich mich wirklich nicht ums Geschäft – anders sieht es an den anderen Tagen aus.

So kommt es durchaus vor, dass ich abends, wenn meine Tochter schon im Bett ist, an den Computer sitze und weiterarbeite. Weil ich beispielsweise im Büro nicht so weit gekommen bin, wie ich wollte. Zu Hause bin ich effizienter, das merke ich besonders freitags, an meinem Home-Office-Tag. Ich werde nicht ständig unterbrochen, kann mich besser konzentrieren und dranbleiben. Meine Tochter hat sich daran gewöhnt, dass ich jeweils am Freitag zwar zu Hause bin, aber arbeite. Ich koche zu Mittag, esse auch einen

Zvieri mit ihr, wenn sie um halb vier von der Schule kommt. Aber sonst, das weiss sie, sitze ich in meinem Büro, das ich mir zu Hause eingerichtet habe. Verständnis hat auch mein Partner, der im Aussendienst arbeitet und selber manchmal zu Hause noch Aufgaben erledigt.

Zu Hause habe ich die Freiheit, mir die Arbeitszeit selber einzuteilen. Ich kann auch einmal am Freitag kürzer und dafür am Samstag noch arbeiten. Wichtig ist, dass sich mein Arbeitgeber auf mich verlassen kann. Unser Arbeitszeitmodell, nach dem wir uns bei Bank Coop alle richten, heisst denn auch «Vertrauensarbeitszeit». Es braucht aber schon Selbstdisziplin – ich meine jetzt nicht, um zu arbeiten – sondern, um irgendwann aufzuhören. Die Abgrenzung ist schwieriger, wenn der Arbeitsplatz zu Hause ist. Nur so zu arbeiten, könnte ich mir sowieso nicht vorstellen. Der Austausch mit anderen Menschen würde mir fehlen. So ist es wirklich ideal; das ist zwar ein abgedroschener Ausdruck, aber ich weiss keinen anderen: Meine Work-Life-Balance stimmt.» *Monika Zech*

Willkommen in der schönen, neuen



Arbeit und Freizeit sollen verschmelzen, das ist gut für die Performance des Unternehmens: Cafeteria im Novartis-Campus. Foto: Désirée Good/13 Photo

Arbeiten ist kreativ,
arbeiten macht Spass.
Darum braucht es keine
klare Abgrenzung mehr zur
Freizeit. So reden moderne
Wirtschaftsführer. Die
Realität ist etwas profaner.
Von Michael Rockenbach

Soll die Arbeitszeit möglichst genau erfasst werden? Eine schwierige Frage, auch für die betroffenen Arbeitnehmer. Eine Frage auch, bei der es immer wieder überraschende Wendungen gibt. Bestes Beispiel dafür: die Laboranten bei Novartis. Als die Unternehmensleitung bei ihnen in den 1980er-Jahren die Stempeluhr einführen wollte, war die Empörung gross. Genau gleich wie die Fabrikarbeiter kontrolliert zu werden – davon wollten die stolzen Laboranten damals noch nichts wissen. Die Leitung setzte sich aber durch.
Zwanzig Jahre danach hatten sie es sich wieder anders überlegt. Nun wollte Forschungschef Mark Fishman die Zeiterfassung im Labor wieder abschaf-

fen – und wieder war der Protest gross. Die Laboranten hatten in der Zwischenzeit offenbar gemerkt, wie viele Überstunden sie leisten. Diesmal waren sie mit ihrem Widerstand sogar erfolgreich.
Vorerst zumindest. Der Konflikt wird weiterbestehen, weil der Konzern ohnehin daran ist, die beiden Sphären von Arbeit und Freizeit zusammenzuführen. Ein Sinnbild für diese Unternehmensphilosophie ist der «Campus des Wissens», wie der Basler Soziologe Peter Streckeisen in einer seiner Arbeiten über den Wandel der Industriearbeit aufzeigt. Darin zitiert er neben vielen Mitarbeitern von Novartis unter anderem auch den früheren COO Jörg Reinhardt. «Work is life», sagte dieser. Darum werde den Mitar-

Arbeitswelt

beitern eine Umgebung geboten, in der sie sich wohlfühlten und gerne ihre Zeit verbrachten. Das sei gut für sie und damit auch gut für die «Performance» des Unternehmens.

Diese Stadt in der Stadt ist eine Revolution

Damit das gute Gefühl im Campus auf dem ehemaligen Industriegebiet St. Johann auch tatsächlich aufkommt, leistet sich Novartis nicht nur die besten Architekten für die Neubauten, sondern auch ein aufwendiges Multi-Space-Raumkonzept mit Restaurants, Cafés, Parks, Einkaufsläden und Kunstinstallationen.

Diese kleine Stadt in der Stadt ist eigentlich ein ziemlich modernes Konzept – ein Denkmal für die heutige Leistungsgesellschaft und gleichzeitig auch eine Revolution im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein Rückgriff auf ein altbewährtes Konzept, in dem es noch keine Trennung zwischen Arbeit und Freizeit gab. Als Jäger und Sammler ging der Mensch nur dann rund um seine Höhle jagen und sammeln, wenn er gerade Hunger hatte. Und auch später, als Bauer, arbeitete er noch daheim auf seinem eigenen Hof und jeweils so lange, wie ihn die Arbeit eben in Anspruch nahm. Grundlegend änderte sich das alles erst im 19. Jahrhundert, als in den neuen Fabriken nicht nur Massen produziert wurden, sondern auch Massen arbeiteten.

Es waren Menschen, die sich nicht endlos ausnutzen lassen wollten. Nebem dem Lohn verlangten sie

Heute ist selbst in Fabriken von «prozessorientierter Organisation» und «flachen Hierarchien» die Rede.

auch gewisse Rechte. Der soziale Sprengstoff war beträchtlich. Im Vergleich zu den anderen Ländern reagierte die Schweiz früh. Nach einer Reihe von kantonalen Erlassen trat 1877 das erste eidgenössische Fabrikgesetz in Kraft, das die tägliche Arbeitszeit für Erwachsene auf elf Stunden und an Samstagen auf zehn Stunden beschränkte. Für Jugendliche ab 14 Jahren wurden zudem spezielle Regelungen eingeführt; Kinder durften ab diesem Zeitpunkt nicht mehr in den Fabriken arbeiten.

Damit waren die Unternehmer nicht mehr uneingeschränkt Herr im Haus, was nicht allen passte. Dafür fiel es den Bossen dank der Erfassung der Arbeitszeit und den entsprechenden Kontrollen leichter, die Betriebsabläufe zu rationalisieren und die Effizienz zu steigern. So arrangierten sich in der Schweiz schliesslich alle mit den neuen Verhältnissen, die während Jahrzehnten ziemlich stabil blieben. Auch in der Privatwirtschaft gab es fast so etwas wie eine Beamtentalität. «Einmal Ciba, immer Ciba», sagten die stolzen Laboranten damals.

Unsicherheit gehört heute immer auch dazu

Erst nachdem sich der Kapitalismus Ende der 1980er-Jahre endgültig durchgesetzt hatte, nahm die Dynamik in der Arbeitswelt beträchtlich zu. Heute soll sich der Mensch auch bei der Arbeit entfalten, möglichst autonom und möglichst kreativ – selbst in der Fabrik, wo ebenfalls von «prozessorientierter Organisation» und «flachen Hierarchien» die Rede ist. Bei



Goran Trujic, 40, kinderlos, ist gelernter Mechaniker und arbeitet in seinem Beruf bei Novartis in Stein. Er lebt in Basel und pendelt täglich mit dem Zug zu seinem Arbeitsort. Goran Trujic arbeitet mit einem 100-Prozent-Pensum, es gilt die 40-Stunden-Woche, Arbeitsbeginn und -ende wird mittels Stempeluhr erfasst.

«Ich finde das System mit dem Abstemeln das beste für die Arbeitnehmenden. Früher hatten wir das nicht, wir protokollierten unsere Arbeitszeiten selber. Seit 1992 stemple ich nun. Als das System eingeführt wurde, sagten die Chefs: Jetzt ist fertig mit dem Beschiss. Aber die machten grosse Augen, als wir plötzlich viel mehr Arbeitsstunden hatten.

Dabei war das logisch: Wenn jemand beispielsweise nachmittags um zehn nach vier nach Hause ging, schrieb er 16 Uhr auf. Jedenfalls die meisten. Und die Stempeluhr erfasste dann halt auf die Minute genau Arbeitsbeginn und -schluss. So kamen dann bei vielen Mitarbeitern insgesamt ein paar Stunden mehr zusammen als vorher, als noch jeder die Zeit selber aufschrieb. Und es war fertig mit dem schlechten Gewissen, man habe eventuell zu wenig Stunden gearbeitet.

Es mag sein, dass andere, die nach dem System Vertrauensarbeitszeit arbeiten, etwas freier sind als wir; aber ich bin überzeugt, dass dabei vor allem der Arbeitgeber profitiert. Ich höre jeden-

falls von vielen, dass sie mehr arbeiten, als vertraglich abgemacht wurde. Klar, es kommt auf die Position an – das Kader arbeitet auch bei uns nach dem Modell der Vertrauensarbeitszeit. Bei der Basis ist das jedoch kein Thema, alles ist klar: Es gilt die 40-Stunden-Woche, Präsenzzeit ist von 7 Uhr morgens bis 17 Uhr nachmittags, innerhalb dieser Zeit kann ich mir die täglichen acht Stunden jedoch selber einteilen.

Meistens beginne ich eher früh und habe dann um vier Feierabend. Und Feierabend ist dann eben wirklich Feierabend. Dann gehört die Zeit mir. Ich finde diese klare Trennung gut. So weiss ich, wann ich nach Hause komme, kann etwas abmachen, meinen Hobbys nachgehen. Als Personalvertreter im Betriebsrat bin ich oft an gewerkschaftlichen Veranstaltungen. Auch meine Lebenspartnerin, die bei der Konkurrenz arbeitet, hat das Stempelsystem. Auch sie findet es praktisch. Ich kenne niemanden, der das kritisiert. Ausser vielleicht ein paar Raucher. Die müssen aussteigeln, wenn sie zum Rauchen nach draussen gehen.» *Monika Zech*

Novartis zum Beispiel wurde die Funktion des Vorarbeiters abgeschafft und durch einen nicht weisungsbefugten «Koordinator» ersetzt.

Das tönt zwar alles verheissungsvoll, das Problem ist aber, dass die eigentliche Arbeit nur wegen all der schönen Umschreibungen nicht unbedingt interessanter wird. Bei den Laboranten scheint sogar eher das Gegenteil der Fall zu sein. In Gesprächen mit dem Basler Soziologen Peter Streckeisen beklagten sich diese jedenfalls über die «zunehmende Vorschriftendichte und Bürokratisierung in der Pharmarentwicklung». Die Forschung werde immer mehr zum «Fabrikbetrieb», indem es in erster Linie um «Massenarbeit und Massenproduktion» gehe. Was

ein Unternehmen wie Novartis in einem Billiglohmland sehr viel günstiger erreichen könnte.

Darum gehört zur schönen neuen Arbeitswelt mit ihren grossartigen Raumkonzepten immer auch die Unsicherheit und die Angst vor einem Jobverlust. Mit ein Grund vielleicht, warum sich die Laboranten an die Sicherheiten halten, die sie noch haben. Und eine von ihnen ist die Stechuhr. **Webcode: @atncy**

Peter Streckeisen: Unsichtbar in der Campus-Welt. Kontrapunktische Lektüre eines Vorzeigeprojekts der Wissensgesellschaft, in: Claudine Burton-Jeangros und Christoph Maeder (Hrsg.): Identität und Wandel der Lebensformen. Zürich, Seismo 2011, S. 137-152.



**REGION BASEL -
AB 29.2.2012 IN HD**
WWW.BASELINHD.CH

Mit HDTV sehen Sie Fussball so scharf, als wären Sie live dabei.

Am 29. Februar werden in der Region Basel digitale Fernsehprogramme in bester Auflösung (HD) aufgeschaltet. Mit den Kabelnetzanbietern der Region Basel kann jeder Haushalt vom neuen HD-Angebot profitieren. Weitere Informationen unter www.baselinhd.ch

Total abgehoben

Um Parkplätze wird in der Region Basel so heftig gestritten, als gäbe es kaum ein grösseres Problem. Ein Erklärungsversuch für eine etwas sonderbare Debatte. *Von Michael Rockenbach*



In Basel könne man sein Auto bald nicht mehr normal parkieren, sagen viele. Der Unmut ist gewaltig.
Foto: Hans-Jörg Walter

Eine Sauerei, dass es in der Stadt bald keine günstigen Parkplätze mehr gibt! Und dann all diese Kontrollen und Bussen – reine Abzocke!

So reden die einen.

Es gibt noch immer viel zu viele Parkplätze! Darum der viele Verkehr, der unsere Stadt kaputt macht!

Das sagen die anderen.

Parkplätze sind ein ewiges Thema in der Region Basel. Und ein leidiges. Bei neuen Grossprojekten empört sich der Verkehrs-Club der Schweiz (VCS) schon fast rituell über die angeblich übertriebene Anzahl Parkplätze. Der Verband geht offenbar davon aus, dass man alles ohne Weiteres auch im Tram oder auf dem Gepäckträger mit nach Hause transportieren kann – auch den neuen Flachbildschirm, das neue Sofa oder die neue Wohnwand. Die Kundenschaft wiederum empört sich über die angeblich übertrieben hohen Parkplatzzgebühren, wobei sich die Relatio-

nen schon mal etwas verschieben können. Ein paar tausend Franken für die neue Wohnzimmersauna? Kein Problem! Aber einen oder zwei Franken für den Parkplatz? Keinesfalls! Das ist nun wirklich zu viel!

Das Problem wird immer grösser

Doch wer will dem einfachen Kunden einen Vorwurf machen, wenn auch hohe Amts- und Würdenträger das Augenmass verlieren? So wie im Regierusausschuss der beiden Basel, der die Aufgabe hatte, dafür zu sorgen, dass die Gewerbetreibenden weiterhin in der ganzen Region ihren Firmenwagen abstellen können, ohne für jede Gemeinde und jedes Quartier eine spezielle Parkkarte kaufen zu müssen.

Unter erheblichem Druck der Gewerbeverbände entschied sich das Gremium schliesslich für eine Lösung, die Handwerker aus Südbaden und dem

Elsass benachteiligt und damit rechtlich fragwürdig ist. Nun muss sich ein Professor für Staats-, Verwaltungs- und Europarecht den Kopf zerbrechen, wie das trinationale Problem gelöst werden könnte, das der bikantonale Ausschuss geschaffen hat.

Doch auch diese politischen Implikationen sind gar nichts im Vergleich zu dem, was vor ein paar Monaten auf dem Bruderholz drohte. Das noble Quartier stand kurz vor einer Revolution, zumindest, wenn zutrifft, was Christophe Haller sagt. «Hier weht ein Hauch von arabischem Frühling», warnte der TCS-Präsident und FDP-Grossrat im Sommer in der «Basler Zeitung». Die Wut richtete sich gegen das Baudepartement, das auf dem Hügel ein paar Parkfelder aufheben und ein paar andere versetzen wollte. 1200 Anwohner unterschrieben eine Protestnote – und das Baudepartement gab die Pläne glücklicherweise auf. So

blieb es auf dem Bruderholz doch noch friedlich. Oder zumindest so friedlich wie in der übrigen Stadt, wo derzeit wieder einmal hart debattiert wird.

Über was wohl?

Über Parkplätze selbstverständlich. Anlass ist diesmal die Parkrauminitiative des Gewerbeverbandes, der fordert, dass die Anzahl Parkplätze auf privatem Grund ausserhalb der Altstadt nicht länger limitiert werden soll. Am 5. Februar stimmt Basel-Stadt darüber ab. Der Abstimmungskampf wird heftig geführt. Nach der Regierung und Baudirektor Hans-Peter Wessels (SP) sagten nun auch Spitzenvertreter des Baudepartements öffentlich, dass diese Stadt nicht mehr Parkplätze brauche – sondern weniger. Was nach Ansicht der Initiativbefürworter eine Frechheit ist. «Staatspolitisch ist es höchst bedenklich, wenn Spitzenbeamte kurz vor einer Abstimmung zu einer Pressekonferenz laden und sich in die Debatte einmischen», ärgert sich Haller.

Eiferer gegen Missionare

Warum diese ewige Aufregung beim Thema der Parkplätze, diesen kleinen, grauen Feldern? Um darauf eine Antwort zu erhalten, muss man wohl schon jemanden fragen, der den Menschen, seine Bedürfnisse und Ängste sehr genau kennt. Psychologen oder Psychiater zum Beispiel.

Ihre Erklärung ist überraschend einfach: Parkplätze sind für Autos da, und diese stehen in den Augen vieler für Freiheit, Individualität und Unabhängigkeit. Wer sich eine solche Wundermaschine leisten kann, lässt sich die Freiheit nur noch ungern durch Einschränkungen nehmen. Das jedenfalls sagt die Zürcher Verkehrspsychologin Jacqueline Bächli-Biétry ebenso wie der Basler Verkehrspsychologe Urs Gerhard, wobei beide vor allem an die Männer denken, ganz speziell an die jungen und möchtegern-jungen: «Sie sind vergleichsweise aggressiv. Damit sie sich in der Gesellschaft behaupten können, müssen sie mit ihren Fähigkeiten, mit Erfolgen oder – wenn beides fehlt – eben mit rassischem Autofahren auffallen», sagt Gerhard. In dieser Hinsicht funktioniere der Mann gleich wie das Tier. Unterscheiden würden sich nur die Mittel: «Die einen tragen ein stattliches Geweih oder schlagen ein wunderschönes Pfauenrad, die anderen fahren einen schnellen Wagen.»

Die Politiker haben selbstverständlich ganz andere Erklärungen. TCS-Chef Haller führt die ganze Aufregung auf die «Verkehrsverhinderungspolitik» der links-grünen Regierung und der Interessenverbände zurück. Sie wollten die Menschen umerziehen, ih-

Das Auto steht für Freiheit. Darum will man sich nicht bremsen lassen.

nen das Autofahren mit fast schon missionarischem Eifer miesmachen, sagt er. Dabei sei der Verkehr wichtig, für viele Menschen, für ein florierendes Gewerbe, für eine lebendige Stadt.

Einer, der von den Bürgerlichen häufig als «Missionar» hingestellt wird, ist Michael Wüthrich, grüner Grossrat und Präsident der Umwelt-, Verkehrs- und Energiekommission. Er selber bezeichnet sich als «modern» – im Gegensatz zu den Vertretern des TCS, des ACS und des Gewerbeverbandes, die mit ihrem Denken in den 1960er-Jahren stehen geblieben seien. «Freie Fahrt – möglichst bis zum Mittelmeer, davon träumen sie bis heute. Und das fordern sie mit immer neuen Vorstössen und teuren Kampagnen», sagt Wüthrich. Darum sei es in Basel so schwierig, eine vernünftige Verkehrspolitik durchzusetzen. Eine Politik, die den Verkehr aus der Innenstadt verbannt und den Menschen auch in den Quartieren wieder mehr Platz gibt. Davon würden alle profitieren, sagt Wüthrich. Auch das Gewerbe.

Das ist das vielleicht Überraschendste am ganzen Streit: Beide Seiten haben das gleiche Ziel – eine lebendige Stadt. Und beide Seiten räumen ein, dass die ganze Debatte etwas ruhiger geführt werden sollte, rationaler auch.

Dennoch wird in Basel wahrscheinlich auch in Zukunft genau gleich diskutiert wie bis anhin. Die Erklärung dafür haben die Psychologen schon parat. «Eingriffe in die persönliche Freiheit sind immer ein heikles Thema. Da braucht es viel Vorsicht», sagt Gerhard. Und Bächli-Biétry ergänzt: «Beim Thema Auto gehen die Emotionen rasch hoch. Dann geht schon einmal vergessen, dass der viele Verkehr dem Leben in der Stadt nicht unbedingt guttut.»

Webcode: @atuju

Anzeigen

4. KONZERT
COLLEGIUM MUSICUM BASEL
DAS SINFONIEORCHESTER



COLLEGIUM MUSICUM BASEL
DAS SINFONIEORCHESTER

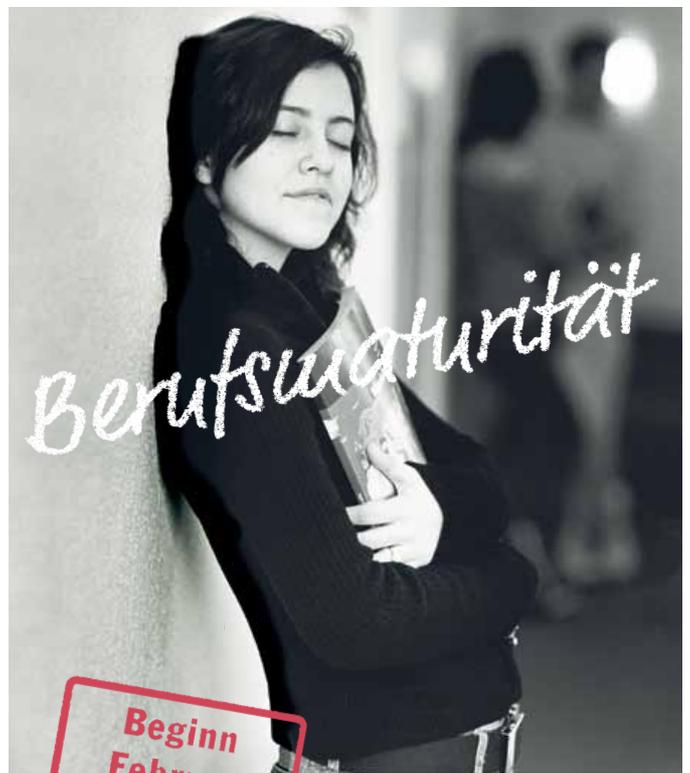
IVAN PODYOMOV Oboe
CLAIRE HUANGCI Klavier
PREISTRÄGER INT. ARD-WETTBEWERB MÜNCHEN 2011
KEVIN GRIFFITHS Dirigent

BACH | Suite Nr. 4 (Ouvertüre) | Oboenkonzert F-Dur
BEETHOVEN | Klavierkonzert Nr. 2 B-Dur op. 19 | Ballettmusik aus «Die Geschöpfe des Prometheus» op. 43

Vorkonzert 18.15 Uhr: «Pops Orchestra!»
Blasorchester WINDSPIEL und Jugendorchester «first symphony», Musikschule Basel, Musik Akademie
Leitung: Franz Leuenberger, Ulrich Dietsche
Vorverkauf: Bider & Tanner / Musik Wyler Basel, www.biderundtanner.ch, Stadtcasino Basel, BaZ am Aeschensplatz, SBB Basel. Reduzierte Preise für Kinder, Jugendliche, Studenten. Vorkonzert gratis.
www.collegiummusicumbasel.ch

FREITAG, 3. FEBRUAR 2012
19.30 UHR
STADTCASINO MUSIKSAAL





Berufsmaturität

Beginn
Februar

Vorteil
MINERVA[®]
Eine Schule der Kallidos Bildungsgruppe Schweiz

Aarau Baden Basel Bern Luzern St.Gallen Zürich
www.minervaschulen.ch

Bestattungs-Anzeigen Basel-Stadt und Region

BASEL

Amrein-Sommer, Ruth, geb. 1930, von Basel BS (Mathilde Paravicini-Strasse 9). Wurde bestattet.

Baur, Margaretha, geb. 1917, von Gaiserwald SG (Burgfelderstrasse 188). Wurde bestattet.

Boog-Häfliger, Johann, geb. 1920, von Basel BS (Bernerring 63). Wurde bestattet.

Cavallaro, Salvatore, geb. 1939, von Italien (Giessliweg 73). Wurde bestattet.

Dennis, Markus Duane, geb. 1968, von Basel BS (Bäumlihofstrasse 65). Wurde bestattet.

Flückiger, Paul, geb. 1935, von Rüegsau BE (Dorfstrasse 38). Wurde bestattet.

Gämperle-Guldenfels, Anton Georg, geb. 1924, von Mosnang SG (Rennweg 95). Trauerfeier: Donnerstag, 2. Februar, 13.45 Uhr. Friedhof am Hörnli.

Gantenbein-Schwendener, Ursula, geb. 1930, von Basel BS und Grabs SG (St. Johans-Vorstadt 14). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Haas-Frey, Lydia, geb. 1920, von Basel BS (Farnsbürgerstrasse 22). Wurde bestattet.

Haas-Lobsiger, Ernst, geb. 1931, von Schleithem SH (Birmannsgasse 28). Wurde bestattet.

Heinzelmann-Schwarz, Fritz, geb. 1921, von Basel BS (Hagentalerstrasse 28). Wurde bestattet.

Holzer-Bürli, Paul, geb. 1931, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Hummel-Arnold, Peter, geb. 1931, von Basel BS (Unterer Rheinweg 88). Trauerfeier: Dienstag, 31. Januar, 15 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lafranchi-Zeltner, Marie, geb. 1915, von Basel BS (Bruderholzstrasse 104). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Leuba, Yolande Lucie, geb. 1930, von Buttes NE (Steinengraben 71). Wurde bestattet.

Lind-Lederer, Hans Friedrich, geb. 1928, von Deutschland (Rappoltshof 7). Wurde bestattet.

Maier-Eichenberger, Charlotte Emma, geb. 1926, von Riehen BS (Horburgstrasse 54). Wurde bestattet.

Marti-Cueni, Arthur, geb. 1918, von Basel BS und Bätterkinden BE (St. Johans-Parkweg 1). Wurde bestattet.

Müller-Lüscher, Elisabeth, geb. 1918, von Basel BS (Hammerstrasse 88). Wurde bestattet.

Probst-Grolimund, Sonja, geb. 1931, von Mülliswil-Ramiswil SO (Oberwilerstrasse 38). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Randegger-Schulthess, Henriette Alice, geb. 1923, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Reusser-Jacquat, Suzanne Yvette, geb. 1922, von Eriz BE (Emanuel Büchel-Strasse 26). Wurde bestattet.

Rossi-Olivucci, Caterina, geb. 1932, von Italien (Brantgasse 5). Wurde bestattet.

Saladin-Siebenmann, Max, geb. 1920, von Basel BS (Holeestrasse 119). Wurde bestattet.

Schmid-Huber, Hansruedi, geb. 1928, von Basel BS (Karl Jaspers-Allee 21). Trauerfeier: Freitag, 27. Januar, 14.30 Uhr, Leonhardskirche Basel.

Stebler, Karin Erika, geb. 1966, von Nunningen SO (Gellertstrasse 97). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Stirimann-Malohodzic, Fatima, geb. 1939, von Riehen BS und Luzern LU (Rebgasse 16). Wurde bestattet.

Trachsel, Martha, geb. 1913, von Rüeggisberg BE (Riehenstrasse 324). Trauerfeier: Montag, 13. Februar, 10.45 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Urbanczik-Raska, Alena, geb. 1926, von Basel BS (Urs Graf-Strasse 12). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Vogt-Feichtner, Hellmuth, geb. 1926, von Allschwil BL (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Vollmer-Macenic, Adica, geb. 1941, von Niederdorf BL (Inselstrasse 76). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

BETTINGEN

Bächinger-Scheuble, Edith Hermine, geb. 1918, von Riehen BS (Chrischonarain 135). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

RIEHEN

Bühler-Wolf, Walter, geb. 1923, von Wollhusen LU (Gstaltenrainweg 69). Trauerfeier: Montag, 30. Januar, 13 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gass-Cotting, Fritz Erhard, geb. 1928, von Riehen BS (Rüdinstrasse 49). Wurde bestattet.

Junghans-Holzer, Eduard Emil, geb. 1928, von Basel BS (Talweg 61). Trauerfeier: Freitag, 27. Januar, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Preissel-Raupp, Karl Alois, geb. 1922, von Basel BS (Lörracherstrasse 152). Wurde bestattet.

AESCH

Schütz, Pedro, geb. 1935, von Argentinien (Austrasse 44). Bestattung: Freitag, 27. Januar, 14 Uhr, Besammlungsort: kath. Kirche in Aesch.

ALLSCHWIL

Egloff-Gerhard, Marie, geb. 1918, von Basel BS (Muesmattweg 33). Trauerfeier: Freitag, 27. Januar, 15 Uhr, Besammlung: Neuapostolische Kirche Allschwil. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ritter-Lehtinen, Daniel, geb. 1936, von Basel BS (Judengässli 32). Trauerfeier: Freitag, 3. Februar, 13 Uhr. Besammlung: Theodorskirche Basel. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Zähndler-Cottier, Antonia, geb. 1953, von Basel BS (Baselmattweg 143). Trauerfeier: Donnerstag, 2. Februar, 14.15 Uhr, Besammlung: Friedhofskapelle. Beisetzung im engsten Familienkreis.

MUTTENZ

Bracher, Anna-Regula, geb. 1962, von Muttenz BL und Lysach BE (wohnhaft gewesen in Wetzikon). Wurde bestattet.

Chloua-Etienne, Alice Marguerite, geb. 1929, von Muttenz BL und Basel BS (Genossenschaftsstrasse 13). Wurde bestattet.

Tschudin-Hügin, Max Friedrich, geb. 1921, von Muttenz BL und Stallikon ZH (wohnhaft gewesen in Stallikon). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

OBERDORF

Gerber-Wohlgemuth, Fritz, geb. 1921, von Langnau i.E. BE (Am Kai 8). Urnenbeisetzung mit anschl. Gedenkfeier: Freitag, 3. Februar, 14 Uhr, Besammlung: Friedhof St. Peter in Oberdorf.

PFEFFINGEN

Schneider-Stutz, Hugo, geb. 1926, von Basel BS (Baumgartenweg 13). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.



Offizieller Notfalldienst Basel-Stadt und Basel- Landschaft

061 261 15 15

Notrufzentrale 24 h.
Ärzte, Zahnärzte, Kostenlose medizinische Beratung der Stiftung MNZ

**Notfalltransporte:
144**

Notfall-Apotheke:

061 263 75 75

Basel, Petersgraben 3.
Jede Nacht: Mo-Fr ab 17 h,
Sa ab 16 h, Sonn- & Feiertage
durchgehend offen.

Tierärzte-Notruf:

0900 99 33 99

(Fr. 1.80/Min. für Anrufe ab
Festnetz)

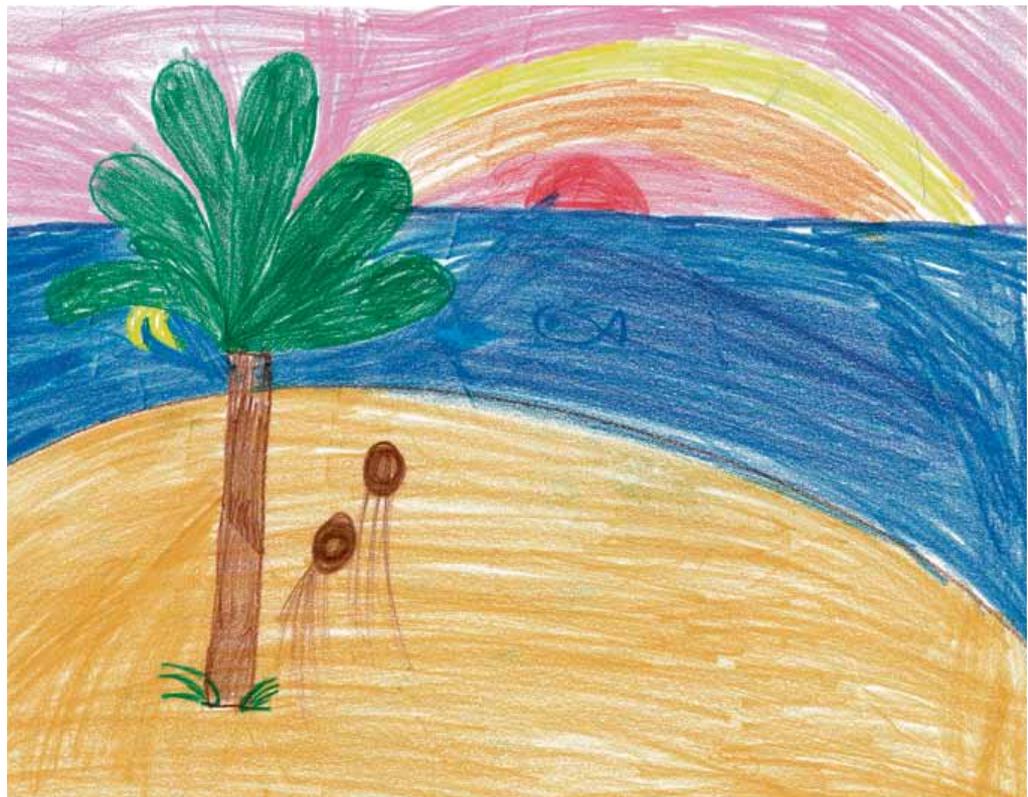
Öffnungszeiten der Friedhöfe Hörnli und Wolf:

Sommerzeit: 7.00-19.30 Uhr
Winterzeit: 8.00-17.30 Uhr

Auf dem Buckel kranker Kinder

Die Basler Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik platzt aus allen Nähten. Doch gegen einen Neubau wehren sich Eltern, Psychiater und sogar die einstige Klinikleiterin.

Von Matieu Klee



Nicht alle Kinder zeichnen in solch kräftigen Farben. Bild: Vincent (7)

Charian kratzt und schreit, wenn es ihm zu laut, zu eng wird. Im überfüllten Bus zum Beispiel. Mit zu viel Eindrücken aufs Mal ist er überfordert. Dann können ihn auch ausgebildete Heilpädagogen nicht rasch beruhigen, sagt seine Mutter Guenevere Marx. Ihr Sohn besucht denn auch nicht einen ganz gewöhnlichen Kindergarten, er erträgt nur eine kleine Gruppe anderer Kinder. Die Ärzte diagnostizierten bei ihm eine spezielle Form von Autismus.

Seine Mutter war froh, dass die Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik gut erreichbar war, verteilt auf acht verschiedene Standorte zwar, aber alle an zentraler Lage. Doch jetzt sollen diese Abteilungen auf dem Gelände der Universitären Psychiatrischen Kliniken in einen Neubau einziehen. «Während die Schulen alles unternehmen, um psychisch kranke und behinderte Kinder zu integrieren, werden dieselben Kinder ausgegrenzt: eine Klinik am Stadtrand, wo keine Integration möglich ist», kritisiert sie.

Auch Hanne Sieber, im Vorstand des Vereins Kind und Spital, sagt: «Es gibt kaum einen tristeren Ort. Dabei ist es gerade bei psychisch kranken Kindern und Jugendlichen ungemein wichtig, dass sie sich auch wohl fühlen, wenn sie stationär behandelt werden –

oft monatelang.» Peter Schindler, der Präsident der Fachgruppe Psychiater der Medizinischen Gesellschaft, kritisiert: «Psychisch kranke Erwachsene sind zwar für Kinder nicht gefährlich. Die Nähe zur forensischen Abteilung mit Straftätern hingegen halte ich für bedenklich.»

Kritik übt auch Barbara Rost. Sie war während Jahren Chefarzt-Stellvertreterin der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik, beim Wechsel des Chefarztes im Jahr 2005 leitete sie die Klinik zwischenzeitlich. «Trotz der grossen Raumnot, die für Eltern, Kinder und Mitarbeitende belastend ist, bin ich gegen den Neubau am geplanten Standort», sagt sie.

Der Grosse Rat hat zum Neubau nichts mehr zu sagen.

Für eine erfolgreiche Behandlung sei neben der Arbeit der Fachleute auch die Unterstützung von Familie und Freunden wichtig. Dazu müsse eine Klinik wie bisher zentral gelegen, gut erreichbar sein. «In schweren Entwicklungskrisen sind Gespräche mit

Freundinnen oder Schulkollegen manchmal wichtiger als psychotherapeutische Gespräche», sagt sie. Bei sehr vielen Kindern sei zudem die Nähe zum Kinderspital entscheidend, weil etwa Kinder mit schweren Schlafstörungen, Kinder, die bettnässen oder unter heftigen Bauchschmerzen leiden, psychische und medizinische Hilfe benötigen. «Einmal ist mehr der Körper krank, einmal die Seele. Deshalb braucht es oft Spezialistinnen und Spezialisten der Medizin und Psychiatrie, Psychologie.»

Klinikleiter Klaus Schmeck macht keinen Hehl daraus, dass er für die Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik gerne einen zentralen Standort gefunden hätte. Doch obwohl er schon kurz nach seinem Stellenantritt zu suchen begann, ist er auch nach fünf Jahren nicht fündig geworden. Er prüfte Gebäude an der Schanzenstrasse, das ehemalige Augenspital, eine Liegenschaft an der Socinstrasse. Aber einmal fehlte es an Grünfläche, ein anderes Mal war das Haus zu klein.

Am weitesten gediehen die Verhandlungen mit der Basler Bürgergemeinde über einen Einzug ins Waisenhaus. Doch nach monatelangen Verhandlungen kam vom Bürgerat dann die Absage gemäss Bürgerätin

Gabriella Matefi aus «finanziellen und organisatorischen» Gründen.

«Der Neubau auf dem Gelände der UPK ist keine Notlösung», sagt Klaus Schmeck. Es gebe auf dem UPK-Gelände genügend Grünflächen und dank der nahe gelegenen Erwachsenen-Psychiatrie liessen sich Synergien nutzen.

Gegner fordern neuen Standort

Während beim Universitäts-Kinderspital beider Basel jahrelang nach einer Lösung gerungen wurde, passiert bei der Kinderpsychiatrischen Klinik das Gegenteil: Der Architekturwettbewerb für den 30-Millionen-Franken-Neubau läuft bereits seit Anfang Dezember.

Der Grosse Rat hat zum Neubau nichts mehr zu sagen, entscheiden wird der Verwaltungsrat der Universitären Psychiatrischen Kliniken UPK. Denn die Spitäler sind seit 2012 selbstständig. Vom Verwaltungsrat verlangen die breit abgestützten Gegner des Neubaus jetzt in einem Brief, gemeinsam nach einem neuen Standort zu suchen. Ansonsten würden weniger Kinder und Jugendliche in die Klinik überwiesen.

Webcode: @atrr

Weitere Artikel im Dossier «Kinderpsychiatrie» auf www.tageswoche.ch



Illustration: Jürg Lindenberg

Wechselhaft, klein – aber sehr mächtig

Die Grünliberalen haben es geschafft: Vier Jahre nach ihrer Gründung gehören sie in Basel zu den einflussreichen Parteien. Wegen ihres Zickzack-Kurses ist die GLP aber ein unberechenbarer Partner. *Von Yen Duong*

Belächelt hatte man die Grünliberale Partei Basel-Stadt (GLP), damals im Februar 2008 bei ihrer Gründung. Eine GLP habe in Basel kaum Chancen, spotteten Exponenten der grossen Parteien. Wirtschaftliche Anliegen im Verbund mit ökologischen Themen – so etwas liesse sich den Wählern schlecht verkaufen.

Die Ernüchterung erfolgte im September 2008 bei den Grossratswahlen: Die GLP erreichte auf Anhieb fünf Sitze im Parlament und somit Fraktionsstärke – ein Erdbebensieg.

Vier Jahre nach ihrer Gründung ist die GLP in Basel eine politische Grösse. Sie mischt an vorderster Front mit – zur Freude ihres Parteipräsidenten David Wüest-Rudin (42). «Wir haben uns wahnsinnig entwickelt und stehen gut da», sagt der Vater zweier Kinder.

Seine Partei hat tatsächlich einiges erreicht. 150 Mitglieder zählt die GLP heute, zu Beginn waren es noch 30.

Und durch den Wechsel von Emmanuel Ullmann (vorher FDP) wuchs auch die Grossratsfraktion weiter. Zudem erreichte sie bei den Bürgergemeinderatswahlen im Mai 2011 drei Sitze, und sie stellt mit Beat Schönenberger einen Zivilgerichtspräsidenten.

Und: Die GLP weiss auf sich aufmerksam zu machen. Im Parlament ist sie trotz ihrer Grösse präsenter als die meisten anderen, grösseren Fraktionen, auch wenn man hauptsächlich Wüest-Rudin und Dieter Werthemann (früher LDP) wahrnimmt. Die anderen Fraktionsmitglieder – Martina Bernasconi (ehemals Frauenliste), Aeneas Wanner, Bülent Pekerman und Emmanuel Ullmann – fallen im Grossen Rat nicht wirklich auf.

Das Ziel von Wüest-Rudin für die Gesamterneuerungswahlen im Oktober ist ziemlich bescheiden: «Wir möchten die jetzige Grösse halten. Und es wäre schön, wenn wir ein, zwei Sitze

dazugewinnen würden.» Ob die Grünliberalen auch für die Regierung kandidieren, wird voraussichtlich im März feststehen.

Bescheidene Ziele

Trotz dieser demonstrativen Bescheidenheit: An der GLP kommen andere Parteien heute nur noch schwer vorbei. Von allen Seiten wird sie umgarnt, von den Bürgerlichen und neuerdings auch von den Linken. So würden manche Sozialdemokraten im Hinblick auf die Regierungswahlen gerne eine Liaison mit Wüest-Rudins Partei eingehen. Bereits spricht man in der SP auch von einem rot-grünen «Superticket» von SP, Grünen und GLP.

Dass man von den Grünliberalen derzeit nur profitieren kann, sah die CVP früh ein. Bei den letzten Nationalratswahlen holte CVP-Mann Markus Lehmann dank der Listenverbindung mit der GLP einen Sitz, obwohl die CVP Wähleranteile verlor. Wüest-Rudin bereut diese Zusammenarbeit nicht. Ganz wohl scheint es ihm dabei aber auch nicht zu sein – er kandidierte nämlich selber für den Nationalrat: «Wenn man bedenkt, dass die CVP jede fünfte Stimme verlor und die GLP schweizweit von 14 angestrebten Sitzen zwölf besetzen konnte, es aber in einer urbanen Stadt wie Basel nicht reicht, dann ist das enttäuschend.»

Die Mitglieder der GLP geniessen es, umschwärmt zu werden. Die Partei ist sich ihrer Attraktivität bewusst und spielt ihre Machtposition auch gerne aus. «Wir können im Grossen Rat Mehrheiten produzieren und sind manchmal das Zünglein an der Waage – sowohl links wie rechts», sagt Wüest-Rudin. Das sei nicht immer einfach, denn damit schaffe man sich auch Feinde. Eine Tatsache, die Politiker anderer Parteien hinter vorgehaltener Hand bestätigen: Manchmal nerve es, derart auf die GLP angewiesen zu sein.

Applaus von rechts und links

Fragt man Wüest-Rudin, was die Grünliberalen in den letzten vier Jahren sachpolitisch in Basel erreicht hätten, antwortet er: «Wir konnten auf bürgerlicher wie auch auf linker Seite gute Verbindungen knüpfen.» So arbeite man mit den Bürgerlichen in Finanz- und Wirtschaftsfragen zusammen, mit den Linken bei Umwelt- und Verkehrsthemen. Man habe Vorstösse lanciert, die bei den Bürgerlichen gut angekommen seien – etwa die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten (erfolglos). Andere Vorstösse seien bei der SP und den Grünen auf Wohlwollen gestossen, etwa die Förderung energischer Sanierungen für Liegenschaften im Kantonsbesitz (teilweise erfolgreich).

Dass die GLP es mit beiden Seiten könne, habe sich auch beim Thema Integration gut gezeigt, betont Wüest-Rudin. Die Grünliberalen lancierten vor einem Jahr eine Motion, die die Wegweisung bei schweren Integrationsdefiziten in den ersten zehn Jahren nach Zuzug forderte – die SVP ap-

plaudierte, die Linke war empört. Zur selben Zeit reichte die GLP eine andere Motion ein, die die automatische Einbürgerung mit 18 verlangte: Dieses Mal klatschte die Linke, und die SVP war brüskiert. «Wer schafft es schon, zwei Vorstösse zu lancieren, die auf beiden Seiten gleichzeitig für Begeisterung und Empörung sorgen? Das macht uns eben aus.»

Man könne mit der GLP gut zusammenarbeiten, sagt deren Präsident, «wir sind ein verlässlicher Partner.» Es fällt schwer, Wüest-Rudins Worten zu glauben, wenn man auf die vergangenen Gerichts- und die kommenden Regierungswahlen blickt. Für die Exekutive schliesst die GLP eine Zusammenarbeit mit der SVP aus, weil diese zu extrem politisiere. Für die Gerichtswahlen war die SVP der GLP jedoch noch gut genug.

Die Sache mit dem Rauchen

Oder die beiden Raucherabstimmungen: Im September 2008 war die GLP noch für die Initiative «Schutz vor Passivrauchen» der Lungenliga. Bei der Abstimmung im November 2011, als es um eine Lockerung des Basler Rauchverbots ging, befürwortete sie dagegen das Volksbegehren des Wirtverbandes.

Solche Beispiele machen die GLP unberechenbar. Sie befindet sich auf auf einem Zickzack-Kurs, und ihr fehlt ein scharfes Profil. Man kann zwar davon ausgehen, dass sie bei ökologischen Themen eher mit den Linken stimmt und bei wirtschaftlichen Fragen eher mit den Bürgerlichen. Aber auch das stimmt so nicht immer, wie die kommende Abstimmung über die Parkraum-Initiative des Gewerbeverbandes zeigt. Obwohl die Wirtschaftsverbände dafür sind, dass Private und Firmen auf ihrem Grund so viele Parkplätze bauen dürfen sollen, wie sie wünschen, ist die GLP gegen die Volksinitiative.

Es gebe selten Interessenskonflikte, und nur selten gelinge der Spagat zwischen Wirtschafts- und Umweltthemen nicht, beschwichtigt Wüest-Rudin. Er kann es nicht mehr hören, dass die GLP unentschlossen sei. «Wir

Politiker anderer Parteien nervt es, auf die GLP angewiesen zu sein.

sind keine Wischiwaschi-Partei. Unsere Linie ist klar: Bei ökologischen Themen stehen wir klar links – sonst politisieren wir meistens liberal.» Gewisse Leute seien sich dies einfach nicht gewohnt, weil sie altmodisch im Links-Rechts-Block denken würden.

Trotzdem: Die GLP ist auch vier Jahre nach der Gründung eine Partei ohne Ecken und Kanten. Aber: Damit ist sie paradoxerweise erfolgreich. Sie hat in Basel viel mehr Einfluss, als es ihr Wähleranteil eigentlich suggerieren würde. **Webcode: @atts**

Anzeigen

LOEWE.

Es lohnt sich immer, ein Loewe Kunde zu sein. Jetzt macht es sich auch bezahlt.

Mit bis zu 400 Franken Preisvorteil für Ihr altes TV-Gerät.



Tauschen Sie Ihr altes TV-Gerät gegen einen Fernseher der Zukunft ein und entdecken Sie mit Loewe die Welt des hochauflösenden Fernsehens.

Nähere Informationen erhalten Sie bei uns. Wir beraten Sie gerne.

Die Aktionsbedingungen finden Sie auch auf www.loewe.ch.

**BASEL, Spalenring 166
BINNINGEN, Bündtenmattstrasse 28
SISSACH, Hauptstrasse 11
Telefon 061 306 77 11
www.zihlmann.ch**



Seine Krankheit kann man sich nicht aussuchen. Seine Klinik schon.

Die Hirslanden Klinik Birshof in Münchenstein steht für erstklassige Versorgung im Bereich des Bewegungsapparates. Dabei legen wir besonders grossen Wert auf die persönliche Pflege und Betreuung. Bei uns sollen Sie sich rundum wohl fühlen.

Weil Sie die Wahl haben. Klinik Birshof, Münchenstein Basel

Klinik Birshof, Reinacherstrasse 28, 4142 Münchenstein, www.hirslanden.ch



Seit Jahren spart der Bund in der Asylpolitik

Diese Rechnung geht nicht auf



Von Urs Buess

Jahr für Jahr gibt die Schweiz Milliarden für die Armee aus, auch wenn seit Jahrzehnten kein Feind in Sichtweite ist. Gewappnet sein, vorbereitet sein, vorausschauen – so lautet die Devise. Ganz anders verhält sich die Schweiz in der Asylpolitik. Hier wird nicht vorausgeschaut, hier wird hinterhergerannt, und zwar seit Mitte der 1980er-Jahre, seit erstmals Asylbewerber aus fernen Ländern – damals waren es Tamilen – in grösserer Anzahl in die Schweiz kamen. Die Schweiz war unvorbereitet – sowohl was die gesetzlichen Grundlagen als auch was Unterkünfte und Betreuung betraf.

Bald 30 Jahre später sind wir noch nicht viel weiter, im Gegenteil. Wir haben zwar unzählige Asylgesetzverschärfungen und -revisionen hinter uns, es sind auch Empfangszentren gebaut worden. Aber kaum reisen etwas mehr Asylsuchende ein als ein Jahr zuvor, fehlen Plätze für die Flüchtlinge, werden Klagen über renitente Ankömmlinge laut, wehren sich Dorfbewohner gegen die Zuteilung von kleineren oder grösseren Gruppen aus Afrika, der Türkei oder dem Balkan.

Markige Worte

Fast scheint es, als ob es gewissen politischen Akteuren recht ist, dass sie von Zeit zu Zeit mit dem Thema Asyl die öffentliche Aufregung bewirtschaften können, um bei ihrer Klientel mit markigen Worten zu punkten. Wir sind wieder an einem solchen Zeitpunkt angelangt. Im vergangenen Jahr sind tatsächlich 45 Prozent mehr Asylgesuche eingereicht worden als 2010, was nach viel tönt. Ist es aber nicht, wenn man die letzten 20 Jahre überblickt. Im Durchschnitt stellten jedes Jahr etwa 20 000 Asylbewerber ein Gesuch – im vergangenen Jahr waren es gut 10 Prozent mehr. Eigentlich gar nicht so viel angesichts der Umwälzungen in Nordafrika. Trotz-



Asylbewerber vor dem Basler Ausschaffungsgefängnis Bässlergut. Foto: Stefan Bohrer

dem: Der Anstieg der Gesuche belebt die öffentliche Debatte. Es wird herumgeboten, dass unechte Flüchtlinge unterwegs seien, Wirtschaftsflüchtlinge, Abenteuerer und so weiter. Es wird kritisiert, dass ein Asylverfahren fast vier Jahre lang dauere. Dass Zuständigkeiten unklar seien, Unterkünfte fehlen.

Wenn im Flüchtlingswesen nur annähernd so viel in die Voraussicht investiert würde wie bei der militärischen Landesverteidigung, wäre die Schweiz besser gerüstet auf steigende Gesuchszahlen. Tatsache ist, dass in der Regierungszeit von Bundesrat Blocher das Personal und die Kapazitäten im Asylbereich derart drastisch zusammengestrichen wurden, dass sie nur gerade ausreichten, um ein absolutes Schönwetter-Szenario zu bewältigen. Oder anders herum: Blocher woll-

te die Gesuche auf 10 000 pro Jahr plafonieren und dann den Asylnotstand ausrufen, wenn diese Grenze überschritten würde (was den Einsatz der Armee nach sich zöge). Eine ziemlich irrealer Vorstellung, die vor allem dazu führte, dass im Flüchtlingsbereich qualitativ und quantitativ Ressourcen abgebaut und Know-how vernichtet wurden.

Das ganze Programm

Das Verheerende an diesem Abbau ist, dass die Schweiz für Asylbewerber an Attraktivität gewinnt. Da der Plafond von 10 000 Gesuchen ohnehin eine Illusion, der Personalbestand im Flüchtlingsbereich aber auf diese Anzahl ausgerichtet ist, können die einzelnen Fälle nicht effizient bearbeitet werden. Auch wer von den Einreisenden keinen

Anspruch auf Asyl hat, kann mangels zeitgerechter Beurteilung des Gesuchs länger bleiben. Irgendwann ist seine Zeit im Empfangszentrum abgelaufen, er wird in einen Kanton, in eine Gemeinde gebracht, was zu komplizierten Schriftwechsell und weiteren Verzögerungen in der Behandlung des Gesuchs führt. Er entfremdet sich von seinem Herkunftsort, gewöhnt sich in der Schweiz ein, taucht auch mal ab – es wird schwieriger, ihn auszuweisen. Er verursacht Kosten. Er berichtet in seine Heimat, dass seine Situation ganz leidlich sei und lockt möglicherweise Nachahmer an.

Nun sind wir – angesichts der 22 551 Gesuche im letzten Jahr – wieder am Punkt angelangt, da die seit bald 30 Jahren immer gleichen Debatten über echte und unechte Asylbewerber erneut anfangen. Diesmal allerdings mit einer neuen Nuance: mit dem Blick nach Holland. Dort, so heisst es, werden Asylgesuche innerhalb von acht

Eigentlich sind wir in der Asylpolitik nicht viel weiter als vor 30 Jahren. Damals kamen die ersten Tamilen.

Tagen entschieden, und dies weil alle Gesuchsteller an einem Ort durch genügend Fachleute und Juristen beurteilt und ihre Anträge entschieden werden. Wie gerecht, wie nachahmenswert dieses System ist, wie gut es übertragbar ist auf die Schweiz mit ihren föderalistischen Strukturen, sei vorerst einmal dahingestellt. Umsetzen lässt es sich jedenfalls ohnehin nicht von heute auf morgen, denn die Fachkräfte in den Befragungszentren und an den Gerichten sind nicht von heute auf morgen zu finden.

Entscheidend wäre, dass in der Asylpolitik endlich diese Voraussicht einkehrte wie bei der Landesverteidigung. Dass auf lange Zeit hinaus eine Behörde aufgebaut wird, die unterschiedlichen Anfrageswellen gewachsen ist. Das kostet, gewiss. Aber es kostet ein Mehrfaches, wenn bei einem Anstieg der Gesuche, wie wir ihn jetzt erleben und wie ihn uns die politischen Ereignisse auf dieser Welt immer wieder bescheren werden, überlastete Stellen keine endgültigen Entscheide fällen können und immer mehr Asylsuchende unterstützt und untergebracht werden müssen.

Webcode: @attbx



Damals waren sie vage, heute sind sie es immer noch: Die Chefs von CVP und BDP präsentierten vor den Bundesratswahlen eine «Absichtserklärung». Foto: Keystone

Ist da jemand?

Gross waren die Versprechungen der «Neuen Mitte» nach den Wahlen. Zaghafte sind nun die Annäherungsversuche.

Von Philipp Loser

Es soll tatsächlich schon ein Treffen stattgefunden haben. Und das ist mehr als viele erwartet hatten, als die Chefs der CVP und BDP kurz vor den Bundesratswahlen vor die Medien traten und eine an Schwammigkeit kaum zu überbietende «Absichtserklärung» präsentierten. In dieser gaben sich die beiden Parteien der ominösen «Neuen Mitte» ein halbes Jahr Zeit, um mögliche Formen der Kooperation zu prüfen.

Und tatsächlich: Vor zwei Wochen trafen sich die «Zusammenarbeits»-Delegierten der beiden Parteien zu einer Besprechung. Vonseiten der CVP nahmen Gerhard Pfister (NR, Zug) und Koni Graber (SR, Luzern) teil, von der BDP Martin Landolt (NR, Glarus) und Werner Luginbühl (SR, Bern). Was den Inhalt der Gespräche betrifft, haben die vier Parlamentarier Stillschweigen

beschlossen. Sogar «absolutes» Stillschweigen, wie Gerhard Pfister auf Anfrage sagt. «Wir kommunizieren, wenn es etwas zu kommunizieren gibt.» Und das werde wohl nicht vor Ablauf der Halbjahresfrist sein, die sich die beiden Parteien selber gegeben haben.

Grunder spürt etwas

Etwas weniger genau mit dem «absoluten» Schweigen nimmt es BDP-Präsident Hans Grunder. Er nimmt selber nicht an den Gesprächen teil, plant aber schon eine Ausweitung der Mitte-Allianz. «Wir hatten bereits im Umfeld der Bundesratswahlen gute Gespräche mit den Grünliberalen. Ich spüre dort eine gewisse Bereitschaft. Und ich will natürlich die FDP nicht ausschliessen.»

Es ist verständlich, dass Grunder ziemlich entspannt über eine möglichst grosse «Neue Mitte» sprechen kann: Seit den Bundesratswahlen, seit der erfolgreichen Wiederwahl von Eveline Widmer-Schlumpf, ist der Druck weg von der BDP, Grunders Arbeit getan. Nun ist es an der CVP, im Hinblick auf den Rücktritt von Widmer-Schlumpf in vier Jahren die Mitte so aufzustellen, dass die CVP wieder einen zweiten Sitz im Bundesrat erhält. Eine selbst von der CVP offen deklarierte Ausgangslage. So sagte etwa CVP-Vizepräsidentin Ida Glanzmann im vergangenen Dezember im «Bund»: «Je enger die Zusammenarbeit ist, desto einfacher wird es, den Sitz zu erben.»

Alles offen bei der GLP

Es ist denn auch diese von Glanzmann erwähnte Zusammenarbeit, die heute, zu Beginn der Legislatur, im Fokus der Gespräche steht. Die erstarkten Grünliberalen stehen dabei etwas abseits. Anders als die CVP und die BDP muss sich die GLP-Fraktion erst noch «finden». «Die Fraktion muss sich daran gewöhnen, dass Herr Bäumle nicht immer das letzte Wort hat», sagt Ueli Leuenberger, abtretender Präsident der Grünen über den Präsidenten der Grünliberalen, Martin Bäumle.

Bäumle war in der abgelaufenen Legislatur die bestimmende Figur bei den Grünliberalen, er hielt alle Fäden in der Hand, nichts lief ohne seine Zustimmung. Eine derartige Einerherrschaft wird bei einer neu 14-köpfigen Fraktion schwierig umzusetzen sein. Der Ausgang dieses «Sich-Findens» (ein Ausdruck, den im Übrigen nicht nur Leuenberger verwendet) wird für

die künftige Zusammenarbeit zwischen GLP und BDP von grosser Bedeutung sein. Es ist ein offenes Geheimnis, dass sich Hans Grunder und Martin Bäumle nicht besonders mögen: Sollte sich der Einfluss in der GLP-Fraktion besser verteilen, ist auch eine Annäherung an die BDP eher möglich.

Bis es so weit ist, besteht die «Neue Mitte» vorerst aus den zaghafte Annäherungsversuchen von CVP und BDP. Und den paar Themen, auf die sich die Mittepolitiker einigen können. Auf den Atomausstieg beispielsweise, oder auf die Grundsätze einer Familienpolitik. Klar ist, dass sich die Gespräche der Viererdelegation vorwiegend um solche inhaltliche Fragen drehen werden. Eine Fusion der Parteien wurde von beiden Seiten von vornherein ausgeschlossen. Man konzentrierte sich stattdessen auf eine möglichst enge Zusammenarbeit, hiess es.

Die GLP steht momentan noch abseits von der «Neuen Mitte».

Wie eine solche «enge Zusammenarbeit» etwa aussehen könnte, erleben die Parlamentarier in diesen Tagen, wenn sie sich zu den ersten Kommissionssitzungen der neuen Legislatur treffen. So wurde beispielsweise bei der Beratung des Tierschutzgesetzes in der nationalrätlichen Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur überraschend eine schärfere Variante des Gesetzes durchgebracht. Dank den Stimmen der «Neuen Mitte».

Webcode: @auabl

LEBEN



Das letzte Tabu

Mit einer Organspende lässt sich Leben retten. Doch erst wenige Menschen entscheiden sich für diesen letzten Akt nach dem eigenen Tod. Aus ethischen Gründen und weil sich selbst Ärzte noch darüber streiten, wann der Tod eintritt.

Von Doris Michel



In den Operationssälen herrscht akuter Organmangel – doch die Zahl der Spender stagniert: Nur rund zehn Prozent der Bevölkerung sind bereit, im eigenen Todesfall Organe zu spenden. Foto: Tino Soriano/Keystone

Jedes Jahr müssen Menschen sterben, weil nicht genügend lebensrettende Organe zur Verfügung stehen! Mit solchen und ähnlichen Dringlichkeitsappellen wird die Bevölkerung in regelmässigen Abständen auf das Thema Organspende aufmerksam gemacht. Denn es herrscht ein akuter Mangel an Organen: Die Liste derjenigen, die auf ein Spenderorgan warten, wird immer länger, während die Zahl der Spender seit Jahren stagniert. Nur rund zehn Prozent der Einwohnerinnen und Einwohner in der Schweiz sind im Besitz eines Spenderausweises. Im Fokus der Kampagnen stehen in der Regel die Empfänger der Organe, die dank der Spende «ein neues Leben geschenkt» bekommen haben.

Ähnlich akut wie in der Schweiz ist der Organmangel auch in Deutschland. Laut Umfragen stehen zwar 80 Prozent der Deutschen der Organspende positiv gegenüber, doch auch hier besitzt nur jeder Zehnte einen Spenderausweis. Um diese Quote zu erhöhen, wurde in unserem Nachbarland nun ein politischer Kompromiss ausgehandelt, der bis Mitte 2012 gesetzlich verankert werden soll. In Zukunft sollen die Bundesbürger von den Krankenkassen regelmässig nach ihrer Bereitschaft zum Organspenden befragt werden – und zwar «mit so viel Nachdruck wie möglich, ohne jedoch eine Antwort zu erzwingen oder Sanktionen auszuüben». Bis anhin galt in Deutschland wie in der Schweiz die sogenannte erweiterte Zustimmungslösung: Für eine Organentnahme muss die Zustimmung des Patienten oder, wenn dieser nicht entscheidungsfähig ist, die Erlaubnis der Angehörigen vorliegen.

Es mangelt an Informationen

Ein Wechsel zur sogenannten Widerspruchsregelung schien den deutschen Politikern nicht durchsetzbar, daher nun der Kompromiss mit der «Entscheidungslösung». Länder wie Österreich, Frankreich, Italien oder Spanien haben die Widerspruchsregelung gesetzlich verankert, wonach sich Personen, die keine Organentnahme wünschen, in ein Widerspruchsregister eintragen müssen. Doch selbst dort wird vor der Organentnahme in der Regel nochmals nach der Zustimmung der Angehörigen gefragt.

Die grosse Mehrheit der Bevölkerung scheint sich entweder nicht mit dem Problem auseinanderzusetzen zu wollen oder das Unbehagen nicht loszuwerden, dass bei einer Organentnahme die Grenzen von Tod und Leben

nicht klar gezogen sind. Um hier für mehr Aufklärung zu sorgen, haben sich in Deutschland betroffene Eltern zum Verein «Kritische Aufklärung über Organtransplantation» zusammengeschlossen.

Renate Greinert arbeitet im Vorstand des Vereins mit. Sie hat ihren Sohn Christian mit 15 Jahren durch einen Verkehrsunfall verloren. Wenige Stunden nach dem Unglück wurde sie von den Ärzten nach einer Organspende gefragt. «Nur mit vordergründigen Informationen versorgt, unwissend, welche Voraussetzungen eine Organentnahme hat, haben wir im tiefsten Schock, ohne überhaupt entscheidungsfähig zu sein, einer Organentnahme zugestimmt, als Mediziner uns den Tod unseres Sohnes mitteilten.»

Viele Angehörige können sich unter dem Hirntod wenig vorstellen.

Auch Renate Focke hat ihren Sohn durch einen Verkehrsunfall verloren. «Wir glaubten den Ärzten, als sie sagten, er sei tot.» Wie bei Renate Greinerts Sohn hatten die Ärzte auch in diesem Fall den Hirntod festgestellt. Was das konkret bedeutete, war den Eltern nicht klar. Sie fanden es nur befremdlich, dass jemand, der für tot erklärt wurde, nach wie vor beatmet und intensivmedizinisch betreut wurde.

Kaum jemand weiss ausserdem, dass die Zustimmung zu einer Organentnahme meistens bedeutet, dass nicht nur ein Organ, sondern wenn irgend möglich mehrere Organe entnommen werden. Bei Christian Greinert waren es Herz, Leber, Nieren, Augen, und auch die Beckenkammknochen wurden aus dem Körper gesägt. «Mein Sohn ist recycelt worden, über Europa verteilt, angeboten wie Ware», sagt seine Mutter.

Wer in der Schweiz einen Spenderausweis ausfüllt, kann ankreuzen, ob er «die Entnahme jeglicher Organe, Gewebe und Zellen und die damit verbundenen vorbereitenden Massnahmen gestattet» oder nur die von einzelnen Organen. Aber wer weiss schon, was unter «Gewebe und Zellen» zu verstehen ist und welche Organe sich für eine Transplantation anbieten? Von Augen, Knochen, Hornhaut, Dünndarm zum Beispiel ist in diesem Zusammenhang fast nie die Rede.

Die Skepsis, die bei den betroffenen Eltern Focke und Greinert durch den

Schock der Erfahrung ausgelöst wurde, teilen auf der anderen Seite auch Medizinethiker – vor allem wenn es um die Kriterien geht, die festschreiben, wann ein Mensch tot ist. Und tot muss ein potenzieller Spender sein, sonst darf man ihm keine lebenswichtigen Organe entnehmen.

Der vorverlegte Todeszeitpunkt

Noch bis 1968 galt der Tod als eingetreten, wenn das Herz stillstand und der Kreislauf versagte. Die klassischen untrüglichen Todeszeichen waren das Fehlen des Herzschlags, Atemstillstand, Blässe, Leichenstarre und Leichenflecken. Bis der Körper aber diese untrüglichen Zeichen zeigt, muss Zeit vergehen.

Früher war in dieser Phase des Sterbeprozesses keine Eile geboten. Durch den Fortschritt der Transplantationsmedizin, vor allem im Zuge der ersten Herztransplantation, die 1967 von dem Chirurgen Christiaan Barnard in Kapstadt durchgeführt wurde, änderte sich das. Und führte zu neuen Todesdefinitionen – den sogenannten Hirntodkriterien. Der Zeitpunkt des Todes wurde gleichsam «vorverlegt», um qualitativ bessere Organe zur Verfügung zu haben. Würde man die Organspender nicht vorher für tot erklären, sähe man sich dem Vorwurf des Totschlags oder gar des Mordes ausgesetzt. Der Philosoph Hans Jonas hat das als «pragmatische Umdefinierung des Todes» bezeichnet.

Wenn Angehörige sich von ihren hirntoten Kindern, Ehemännern, Schwestern, Vätern verabschieden müssen, sind deren Körper noch warm, sie atmen – wenn auch mithilfe der Technik. Ihre Haut hat die normale Farbe, das Herz schlägt, der Stoffwechsel funktioniert noch. Schwangere Hirntote wurden sogar schon über Monate am Leben erhalten, damit das Kind ausgetragen werden konnte.

Unerwünschte Zuckungen

Bei der Organentnahme kommt es immer wieder vor, dass die Operierten mit einem erhöhten Blutdruck oder gar mit reflexartigen Bewegungen reagieren. Deshalb ist immer ein Anästhesist dabei, der in der Regel mit einer Narkose solche «unerwünschten» Zuckungen unterbindet: 17 mögliche Bewegungen beim Mann und 14 bei der Frau sind nach der Hirntoddefinition mit dem Status einer Leiche vereinbar.

Was soll man Angehörigen sagen oder auch Pflegekräften, die dies alles

als Zeichen von Leben interpretieren? Der Organspender wird für tot erklärt, aber hinterher in den Operationssaal gefahren, wo ein Anästhesist mit einer Narkose dafür sorgt, dass er keine Reflexe mehr zeigt? Dass er garantiert nichts mehr spürt?

Wenn man aber davon ausgeht, dass sogenannte Hirntote keine Leichen sind, sondern Menschen, die sich noch im Sterbeprozess befinden – haben sie dann nicht ein Anrecht auf ein ungestörtes, möglichst begleitetes Sterben?

«Zu spät habe ich gemerkt, worauf wir verzichten mussten», sagt Renate Focke, «unser Sohn musste auf ein geschütztes Sterben, auf liebevolle Begleitung bis zum Tod und darüber hinaus und auf körperliche Unversehrtheit verzichten. Und wir auf einen ungestörten Abschied, der uns die Trauer leichter gemacht hätte.»

Auch Renate Greinert litt jahrelang darunter, dass sie ihren Sohn in der letzten Phase seines Lebens alleingelassen hatte. Dass sie nicht bei ihm sass und seine Hand hielt, bis er seinen letzten Atemzug tat. Dass sie ihn stattdessen für die «grösste Operation seines Lebens» den Medizinern freigegeben hatte.

Wann ist ein Mensch tot?

Im Transplantationsgesetz, das in der Schweiz seit 2007 in Kraft ist, wird festgehalten, dass der Organspender zum Zeitpunkt der Organentnahme tot sein muss. Wie «tot», das überlässt der Gesetzgeber der medizinischen Wissenschaft. Die Richtlinien dafür, verfasst von der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften, sind per 1. September 2011 revidiert worden. Es wurden Präzisierungen vorgenommen, weil das Gesetz in der Praxis zu Unklarheiten geführt hatte. Neu braucht es für die Feststellung des Todes nicht mehr zwei Untersuchungen, zwischen denen sechs Stunden liegen, sondern zwei Ärzte untersuchen gleichzeitig und bestätigen die Diagnose des Hirntodes.

Transplantationsmediziner betonen zwar immer wieder, dass der Hirntod, der «totale und irreversible Funktionsausfall des Gehirns», eine gesicherte und weltweit anerkannte Diagnostik zur Bestimmung des Todes sei. Die Debatte darüber, wann ein Mensch tot sei, wurde durch diese medizinische Definition bislang allerdings nicht beendet – im Gegenteil. Im Bestreben, dem chronischen Mangel an Organen Abhilfe zu schaffen, wurde in den letzten Jahren eine weitere Tür geöffnet,



Bei Organspenden drängt die Zeit: Wegen fehlender Durchblutung werden die Organe rasch geschädigt. Foto: Tino Soriano/Keystone

die der Verunsicherung eher noch Vorschub leistet. «Aufgrund der bestehenden Organknappheit zieht man heute in einigen Ländern eine Organentnahme auch dann in Erwägung, wenn ein Patient oder eine Patientin auf einer Intensivstation nach einem Herz-Kreislauf-Versagen verstirbt. Man spricht von Non-Heart-Beating-Donors (NHBD) oder auch von Donors After Circulatory Death (DCD) – «von Spendern also, bei denen das Herz nicht mehr schlägt», so das Bundesamt für Gesundheit. Weil die Organe, die eventuell transplantiert werden könnten, durch die fehlende Durchblutung schnell geschädigt werden, drängt hier die Zeit noch mehr.

Umstrittene Todesdefinitionen

Die Richtlinien der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften sehen hierfür eine Wartezeit von mindestens zehn Minuten vor, bis nach dem Herzstillstand der Funktionsausfall des Gehirns gesichert festgestellt werden kann und damit das Kriterium des Hirntodes erfüllt ist. In einem Kommentar erklärt die Akademie, «dass nach einem Kreislaufstillstand nach zehn Minuten der Funktionsausfall des Gehirns in jedem Fall total und irreversibel» sei.

Damit wird vermieden, zwei unterschiedliche Definitionen von «tot» ins Gesetz übernehmen zu müssen. Der Hirntod bleibt das eindeutige Kriterium, er muss bei DCDs in der Schweiz allerdings nicht mehr festgestellt werden, sondern wird lediglich prognostiziert: «Zusatzuntersuchungen sind nicht notwendig, da der dokumentierte Kreislaufstillstand (...) über einen Zeitraum von zehn Minuten eine genügende Hirn-

durchblutung ausschliesst», heisst es in den Richtlinien der Akademie. Das ist nicht unbestritten und kann wie bei der Einführung der Hirntotkriterien als weitere Vorverlegung des Todeszeitpunktes interpretiert werden. Denn jeder Rettungssanitäter kann bestätigen, dass Reanimationen nach einem Herzstillstand auch nach längerer Zeit – wenn auch selten – noch erfolgreich sein können. Wenn ein Mensch reanimiert werden kann, kann er aber vorher nicht tot gewesen sein.

Deutsche Ärztevereinigungen haben dagegen noch 1998 in einer Stellungnahme klar festgehalten: «Ein Herz- und Kreislaufstillstand von zehn Minuten bei normaler Körpertemperatur ist bisher nicht als Äquivalent zum Hirntod nachgewiesen und kann deshalb nicht die Todesfeststellung durch Nachweis von sicheren Todeszeichen ersetzen.» Deshalb ist in diesem Fall eine Organspende in Deutschland verboten.

Die Kulturwissenschaftlerin Anna Bergmann, die sich seit Jahren mit der Geschichte der Transplantationsmedi-

die potenzielle Lebensrettung durch Organspenden, auf der anderen Seite sind damit Tabuüberschreitungen verbunden, die unsere Vorstellungen über Menschenwürde, medizinische Ethik und den sozialen Umgang mit einem sterbenden sowie toten Menschen aus den Angeln heben.»

Die wichtigen letzten Fragen

Tot oder noch im Sterbeprozess? Die unterschiedlichen Meinungen darüber sind vermutlich dafür verantwortlich, dass die grosse Mehrheit von Menschen darauf verzichtet, einen Spenderausweis auszufüllen. Die kulturellen Vorstellungen von Tod und Sterben und von der Würde, die mit diesen geheimnisvollen Vorgängen verbunden sind, können medizinische Definitionen und Kriterien eben nicht aus der Welt schaffen. Oder wie es der deutsche Ethikprofessor Ralf Stoecker auf den Punkt bringt: «Der Tod, mit dem es die Mediziner in der Transplantation zu tun haben, ist nicht mehr der Tod, der die moralische Grundannahme über den Tod so selbstverständlich erscheinen lässt.»

An einem Sterbebett zu sitzen, ist eine Ausnahmesituation. Angehörige sind total überfordert, wenn sie – überrascht von den Fragen der Transplantationsmediziner – den Willen des Sterbenden nicht kennen. Und das ist die Regel. Man hat eben nie zuvor darüber geredet, vielleicht noch nicht einmal darüber nachgedacht: über den Tod, das Sterben, die Angst, die Wünsche für die Beerdigung. Für Angehörige, die an einem Sterbebett sitzen, bedeutet es eine grosse Erleichterung, wenn sie wissen, was der Sterbende über den Tod gedacht hat. **Webcode: @athv**

Bei Organspenden stellen sich grundlegende ethische Fragen.

zin auseinandersetzt, hat in einem Aufsatz das grundsätzliche ethische Problem zusammengefasst: «Es wurzelt in den durch eine Organentnahme berührten Tabus, deren ethisches Fundament mit der Organentnahme aus dem Körper von Hirntoten kollidiert. Kurz: Zwei sich widersprechende Ethiken stehen in einem konkurrierenden Verhältnis: Auf der einen Seite geht es um

Für sie solls rote Rosen regnen

Blumenverkäuferin Yolande «Yoly» Leuba ist tot

Von Martina Rutschmann

Die wenigsten kannten ihren Namen. Kaum jemand wusste, wer sie war. Aber alle sahen sie. Jetzt ist sie tot, die Blumenfrau, die fast zwanzig Jahre lang am Eingang des Steinenparkings Rosen verkaufte. An ihrem Platz steht ein Foto von ihr, Kärtchen liegen da, Blumen, Kerzen. Bloss sie fehlt.

Wer war sie, die 81-jährige Frau, die mit ihrem kleinen Hund «Chipi» auf dem Mäuerchen neben dem Ticketautomaten sass, egal, ob es bissig kalt oder drückend heiss war? Die ihre Rosen nie aufdringlich an den Mann oder die Frau bringen wollte und vertrauten Gesichtern auch mal Blumen schenkte? Die früher nachts mit dem Rosenstrauss im Arm durch Clubs und Bars tingelte und als «Blumenfrau» so bekannt wurde wie seinerzeit der «Blumenfritz»? Und die durch ihren Tod eine Lücke im Stadtbild hinterlässt?

Als Serviertochter eine Perle

Wer ihren Namen kannte, der nannte Yolande Lucie Leuba schlicht «Yoly». An ihren Nachnamen hätte sich Stadtkeller-Wirt Heinz Proschek nicht erinnert; an die Frau selber sehr wohl. Die Zusammenarbeit der beiden begann vor bald vierzig Jahren, doch Heinz Proschek weiss noch genau, wie er Yoly damals als eine von 17 Serviertöchtern im Gambrinus einstellte – und seine Wahl nie bereute, im Gegenteil.

«Sie war ein totaler Profi und hatte immer die beste Kasse.» Heute noch denke er an seine «beste Serviertochter» zurück, etwa dann, wenn ein Mitarbeiter krankheitshalber ausfällt und schnell ein Ersatz her muss. «Yoly sprang immer ein, wenn ich sie brauchte.» Eine «echte Perle» sei sie gewesen.

Verkauf von bemalten Plaketten

Etliche Gambrinus-Gäste bestanden darauf, an einem Tisch zu sitzen, der von Yoly bedient wurde. So mancher Gast verliess das Lokal mit einer Fasnachtsplakette an der Jacke, die ihm Yoly in gewohnter Manier verkauft hatte: unaufdringlich, ohne «Plakette» zu schreien, ohne die Stücke anzupreisen.

Die Serviertochter machte es anders: Sie trug die Plaketten beim Arbeiten und wartete, bis sie darauf angesprochen wurde. Die Frage lautete meistens: «Was ist das?» Denn Yols Fasnachtsplaketten waren nicht golden

oder silbern – sondern bunt. Sie bemalte sie selbst, jede anders. Und machte sie so zu kleinen Kunstwerken.

Mit Jobs im Gastgewerbe, Rosen- und Plakettenverkauf verdiente Yoly jahrelang das Geld, das sie für sich und ihre drei Töchter, die nicht bei ihr aufwuchsen, brauchte. Zeitweise war sie auch als «Glaceraueli» beim Bachgraben-Gartenbad tätig. Bis dort ein Kiosk eröffnet wurde und Yoly gehen musste.

Rosenverkauf als Rentenzustupf

Als der Tag kam, an dem sie zur AHV-Rentnerin wurde, tat sie ungeachtet der neuen Finanzquelle weiterhin, was sie immer tat: Rosen verkaufen. Mit dem Steinenparking fand sie in der Nähe ihrer Einzimmerwohnung einen Platz, an dem sie sitzen konnte und nicht mehr stundenlang mit den Rosen im Arm durch die Strassen gehen musste. Die Parkhausverantwortlichen duldeten sie, obwohl es eigentlich verboten wäre, dort etwas zu verkaufen.

Yoly brauchte die Gesellschaft. Und die Gesellschaft brauchte sie.

So manche Parkhausgäste fragten sich, warum eine alte Frau wie sie Rosen verkauft; die wenigsten trauten sich, sie zu fragen. Dabei war sie stolz auf die Antwort, wie ihr langjähriger Nachbar und Bekannter Andreas Meier sagt: «Yoly wollte nicht die hohle Hand machen und Ergänzungsleistungen beziehen, sie wollte ihren Lebensunterhalt selber bestreiten.» Mit ihrer kleinen Rente hätte sie das nur knapp geschafft, deshalb die Rosen – und weil sie unter Leuten sein wollte, sagt Meier. «Sie brauchte die Gesellschaft.» Und die Gesellschaft brauchte sie.

Leuba brach in der Nähe ihres Verkaufsplatzes zusammen. Sie wollte im Spar in der Steinvorstadt einkaufen, schaffte es aber nicht mehr. Einige Tage darauf schlief sie im Sterbehospiz ein. Die Familie kümmert sich um den Hund. Und Andreas Meier, der Nachbar, sitzt jetzt manchmal allein auf dem Mäuerchen. Allein mit den Rosen, die an die Blumenfrau erinnern. **Webcode: @atuqo**

Bereits online: tageswoche.ch/@asulz



Die stadtbekannteste Blumenverkäuferin Yolande «Yoly» Leuba verkaufte jahrelang Rosen beim Steinenparking-Eingang. Sie starb im Alter von 81 Jahren. Foto: zVg

Im Würgegriff der Sparkanzlerin

Noch setzt Europa ganz auf das Sparen als Rezept gegen die Finanzkrise. Doch jetzt kippt die Stimmung. Selbst die Vertreter der Kapitalmärkte haben gemerkt, dass Europas Probleme nicht dort liegen, wo sie die deutsche Kanzlerin Angela Merkel vermutet. Statt zu wenig werde zu viel gespart, mahnen Kritiker.
Von Werner Vontobel

Egal was geschieht, es bestärkt Europa in seinem Sparwillen. Mitte Januar stufte die US-Ratingagentur Standard & Poor's (S&P) die Kreditwürdigkeit von Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und Österreich herab. Dieser Entscheid, liess die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel postwendend verlauten, zeige, dass Europa noch einen langen Weg bis zur Wiederherstellung des Vertrauens vor sich habe. Doch endlich würden die richtigen Massnahmen beherzt vorangetrieben.

Die Mahnung der Sparkanzlerin wurde erhört. In Madrid bekräftigte Premier Mariano Rajoy unverzüglich seine Entschlossenheit, «die Arbeitsmarktreformen entschieden umzusetzen» und «auf allen Ebenen den Gürtel enger zu schnallen». Österreichs Finanzministerin Maria Feketer warnte, dass «Wien die Haushaltskonsolidierung doch wesentlich ernster nehmen» müsse. Und selbst das ferne Japan reagiert: Angesichts der Senkung der Bonitätsnoten in Europa müsse das Land seine Schulden in den Griff bekommen, wolle es nicht das nächste Opfer der Ratingagenturen werden, sagte Ministerpräsident Yoshihiko Noda.

Vorausieilender Gehorsam

Auch die Medien übten sich in vorausieilendem Gehorsam. Es räche sich nun, dass Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy die Tugend der Haushaltsdisziplin zu spät entdeckt habe, kritisierte die «Frankfurter Allgemeine Zeitung». Und die «Financial Times Deutschland» mahnte zur Eile: «Eine echte Stabilitätsunion ist noch weit weg. Die Euro-Zone hat keine Minute zu verlieren.»

Dumm nur, dass niemand die Begründung für den Rating-Entscheid gelesen hatte. In dieser stand nämlich, dass S&P die Kreditwürdigkeit der erwähnten Euro-Staaten nicht trotz, sondern wegen der rigiden Sparmassnahmen herabgestuft hat. Das wahre Problem der Euro-Zone sei nämlich «nicht die fiskalische Sorglosigkeit», sondern «die zunehmenden externen Ungleichgewichte und die Unterschiede in der Wettbewerbsfähigkeit zwischen den Euro-Kernländern und der so-

genannten Peripherie». Deshalb, so die S&P-Experten, «glauben wir, dass ein nur auf Ausgabendisziplin beruhender Reformprozess auf Dauer selbstzerstörerisch ist, weil die zunehmende Sorge um die Arbeitsplätze den Konsum dämpft und sinkende Steuereinnahmen die Staatsfinanzen belasten».

**Arbeitslosigkeit
und Konsumfrust:
Sparwahn wird
gefährlich.**

Als Deutschlands Finanzminister Wolfgang Schäuble im «Deutschlandfunk» darüber aufgeklärt wurde, wie die Warnung von S&P wirklich gemeint war, reagierte er gereizt: «Ich glaube nicht, dass S&P wirklich begriffen hat, was wir in Europa schon zustande gebracht haben. Ich habe manchmal den Verdacht, dass die Ratingagenturen, die ja im Wettbewerb untereinander stehen, vor allem um öffentliche Aufmerksamkeit ringen.»

Doch auch in Deutschland gibt es nachdenkliche Stimmen. Die Tageszeitung «Die Welt» etwa rät Schäuble, einmal in Ruhe über die «grundlegenden Unterschiede des ökonomischen Denkens zwischen Angelsachsen und Deutschen» nachzudenken. Konkret geht es um die Frage, ob die EU-Krise durch mangelnde Ausgabendisziplin des Staates – deutsche Version – oder durch «externe Ungleichgewichte» – angelsächsische Version – zustande gekommen ist.

Gegen die deutsche Version spricht laut S&P die Tatsache, dass die Krisenstaaten Irland und Spanien von 1999 bis 2007 deutlich solidere Staatsfinanzen mit geringeren Budgetdefiziten oder gar Überschüssen aufwiesen als Deutschland. Dass staatliche Sparmassnahmen die Krise noch zusätzlich verschärfen, zeigen auch die Beispiele von Griechenland, Spanien und Portugal – oder das Gegenbeispiel von Island, das gar nicht erst versucht hat, die Staatsschulden wegzusparen.

Wenn aber nicht die Staatsausgaben, sondern die Ungleichgewichte das Problem sind, gibt es nur eine Lösung: Die Defizitländer müssen ihre Schul-



Auf einsamem Posten:
Die deutsche Bundeskanzlerin
Angela Merkel isoliert sich
mit ihrem harten Sparkurs in
Europa immer mehr.
Foto: Fabrizio Bensch/Reuters

den gegenüber Deutschland abbauen. Dies aber ist nur möglich, wenn Deutschland aufhört, Exportweltmeister zu sein und sogar Importüberschüsse zulässt. Dies wiederum setzt ein paar Jahre kräftige Lohnsteigerungen und entsprechende Inflationsraten voraus.

Man kann Schäuble verstehen, dass er über eine solche Möglichkeit «noch nicht einmal nachdenken» will. Denn wenn sich die Meinung durchsetzt, dass die externen Ungleichgewichte und nicht die Staatsfinanzen Europas Hauptproblem sind, dann wird Deutschland blitzschnell vom Musterland zum Sündenbock.

Kritik an Deutschland wächst

Dass es zu diesem Meinungswandel kommen wird, scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Die einst geschlossene Front hinter Angela Merkel zeigt Risse. Italiens Premierminister Mario Monti warnt, dass weitere Sparanstrengungen politisch nicht durchzusetzen seien. Zuerst wolle Italien Ergebnisse sehen, insbesondere tiefere Zinsen. «Dafür muss Deutschland jetzt etwas tun.»

Monti fürchtet das Volk offenbar mehr als Merkel und die Märkte. Mario Draghi, Präsident der Europäischen Zentralbank, hat vor dem Europa-Parlament dringend «mehr Wachstum und Beschäftigung» gefordert – auch wenn «einige gefährdete Länder» weiterhin sparen müssten. Im Klartext: Ungefährdete Länder – also vor allem Deutschland – sollen endlich Gas geben. Auch Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy setzt sich ab und hat einen gemeinsamen Auftritt mit Angela Merkel in Rom kurzfristig abgesagt. Offenbar merkt er, dass ihm der demonstrative Schulterchluss mit der Sparkanzlerin aus Berlin politisch mehr schadet als nützt.

Und vor allem haben Merkel und Schäuble ihren bisher wichtigsten Verbündeten verloren: Auch die Kapitalmärkte haben sich auf die Seite des europäischen Volkes geschlagen und verlangen Wachstum statt Sparen. Berlin steht zunehmend isoliert da, was Europa nur guttut.

Webcode: @astsb

INTERVIEW



«Die Menschheit hat 1001 Gründe, Sex zu haben»

Ein Gespräch mit der Sexologin Esther Elisabeth Schütz über den umstrittenen Aufklärungsunterricht in Basel und über das, was ein gesundes Sexualeben von Mann und Frau ausmacht.

Interview: Monika Zech, Fotos: Mara Truog

Die Aufregung um den Sexualkundeunterricht in den Basler Schulen reisst nicht ab. Angefangen hatte sie mit Medienberichten über die sogenannten Sexboxen, die im Unterricht als Lehrmittel eingesetzt werden sollen. Besonders die Information, dass diese Boxen nebst Büchern auch Holzpenisse und Plüschvagas enthalten, erregte die Gemüter. Selbst als von den Schulverantwortlichen klargestellt wurde, dass diese Geschlechtsteile ausschliesslich in der Oberstufe zum Einsatz kommen würden, riss die Kritik nicht ab.

Für ebenso grosse Empörung sorgte und sorgt weiterhin der in einem Leitfaden formulierte Beschluss, die Sexualpädagogik auch in den Lehrplan für Kindergarten und Primarstufe aufzunehmen. Das sei viel zu früh und wenn, dann Sache der Eltern, liessen sich die Gegner vernehmen. Unlängst sind drei Elternpaare vor dem Basler Verwaltungsgericht abgeblitzt, die ihre Kinder vom Sexualkundeunterricht dispensieren lassen wollten. Gemäss einem Bericht des Regionaljournals von Radio DRS 1 sind die Eltern bereit, bis vor Bundesgericht zu gehen.

Wir wollten von der Sexologin Esther Elisabeth Schütz (63) wissen, wie sie diese Auseinandersetzung beurteilt. Schütz war eine der ersten Lehrpersonen in der Schweiz, die in den 1970er-Jahren Sexualkunde unterrichtete, sie schrieb umfassende Bücher zum Thema, unter anderem mit Theo Kimmich das Standardwerk zur Sexualpädagogik «Sexualität und Liebe». 1998 gründete Schütz gemeinsam mit anderen Fach-

leuten das Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie ISP in Uster – eine Institution, die sich der Forschung und Lehre zur sexuellen Gesundheit verschrieben hat.

Esther Elisabeth Schütz empfing uns im Therapieraum des Instituts – einem stilvoll möblierten Raum mit Blick auf grüne Wiesen. Schütz selber ist eine Frau, bei deren Anblick einem sofort die Attribute «reif und attraktiv» in den Sinn kommen. Oder: So schön kann eine Frau altern.

Frau Schütz, wenn Eltern ihre Kinder aufklären, soll sich die Schule da noch engagieren?

Eltern und Lehrpersonen haben verschiedene Rollen. Eltern sind emotional sehr nah beim Kind und dadurch haben sie eine andere Aufgabe als die Schule – auch in der Förderung der sexuellen Gesundheit. Sie können zum Beispiel von ihrer eigenen Geschichte, als sie verliebt waren, erzählen. Lehrpersonen vermitteln Wissen, reden nicht über die eigene Sexualität und begleiten den Dialog zwischen Mädchen und Jungen.

Was halten Sie davon, dass es Eltern gibt, die nicht wollen, dass ihre Kinder mit dem Thema Sex konfrontiert werden?

Eltern möchten – in jeder Gesellschaft – alles gut machen für ihr Kind. Sie haben es gern und wollen, dass es ihm gut geht. In jeder Gesellschaft haben wir kulturelle Normen, und innerhalb dieser hat jede Familie ihre eigenen

Werte. Das gibt dem Kind ein Dach, eine Sicherheit.

Egal welche Norm?

Grundsätzlich vermittelt jede Norm dem Kind eine Orientierung. Es gibt Eltern, die wollen ihre Kinder nicht mit Sexualität und all diesen Geschichten «belasten». Sie wollen ihren Kindern sozusagen eine glückliche, unbeschwerter Kindheit schenken; andere wiederum sagen, es sei wichtig, dass ihre Kinder über ihren Körper Bescheid wissen und sich dadurch schützen können. Das ist wie eine andere Nahrung. Für mich ist nicht per se das eine besser oder schlechter.

Das sagen Sie als eine, die Wissen über Sexualität vermittelt?

Ja, denn auch Eltern, die mit ihren Kindern nicht über Sexualität reden, vermitteln ihnen etwas über Sexualität und Liebe. Wir teilen alle ja viel mehr nonverbal mit als verbal. Über Zärtlichkeiten, wie Eltern dem Kind begegnen, wie Frau und Mann miteinander kommunizieren und so weiter. All dies prägt später den Zugang zu Sexualität und Liebe mehr, als was die Schule an Wissen vermitteln kann.

Das heisst, auch jene, die ihre Kinder nicht aufklären, geben ihnen deutliche Botschaften zur Sexualität mit?

Natürlich. Letztlich haben vorwitzige Jugendliche eine Liste gemacht mit folgenden Kriterien: Welcher Lehrer, welche Lehrerin in unserem Schul-

Esther Elisabeth Schütz arbeitet seit über dreissig Jahren auf dem Gebiet der Sexologie.

haus hat guten Sex? Bei der Beantwortung waren sie sich einig: Alle «vertröneten Typen» fielen in der Ministudie durch. Die humorvollen, beweglichen, die oft gut drauf sind, erhielten Bestnoten. Interessant ist, dass ihre Bewertungen auf Beobachtungen beruhten, die mit Sex oder Gesprächen über Sex nichts zu tun hatten.

Was schliessen Sie als Sexologin daraus?

Das Beispiel zeigt, dass die Jugendlichen eine gute Wahrnehmung haben. Sie haben intuitiv festgestellt, dass der Kieferbereich ein Spiegel ist zur Muskelspannung im Beckenbereich. Beim Geniessen der Sexualität ist es zentral, dass das Becken sich bewegt und die Muskelspannung im Beckenboden nicht zu hoch ist.

In den 1970er-Jahren gehörten Sie zu den Ersten, die Weiterbildung für Lehrpersonen in Sexualunterricht erteilten. Wurden diese freiwilligen Kurse von vielen belegt?

Ja, sehr viele Lehrpersonen zeigten Interesse, Kinder und Jugendlichen Wissen über Sexualität zu vermitteln.

Weshalb sorgt das Thema Sexualaufklärung heute noch für so viel Aufregung? Sind wir wieder pruder geworden?

Ich sehe das eher als Gegenbewegung, die den Diskurs nochmals eröffnet. Dieser wird zeigen, dass in der heutigen Zeit der medialen Welten ein grosser Bedarf an entscheidungskompetenten Jugendlichen besteht. Eine Studie aus Deutschland zeigt zum Beispiel, dass Jugendliche, die Informationen zu Sex an den Schulen erhalten, sich heute viel besser schützen als solche, denen dieses Wissen fehlt.

Wie wichtig ist Sex überhaupt?

Eine gut funktionierende Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau besteht aus zwei Säulen: aus der Liebe und der Sexualität. Ein Liebespaar, das keine Sexualität mehr pflegt, riskiert, dass die Beziehung auseinandergeht. Wenn man Liebe erhalten will, wird sie genährt von der Sexualität, und die Sexualität wird genährt von der Liebe. Es braucht beides.

Was heisst Sex? Geht auch Streicheln als Sex durch?

Wenn ich von Sexualität rede, von Erotik, hat es für mich immer einen Bezug zum Erregungsreflex. Zärtlichkeiten wie Streicheln und Küssen können den Erregungsreflex auslösen, sodass das Blut bei der Frau in die Schwellkörper der Klitoris und deren umliegende Schwellkörper fliesst und es beim Mann zu einer Erektion kommen kann.

Haben Männer mehr Lust auf Sex als Frauen?

Hormonell wird das sexuelle Begehren des Mannes täglich sowie in der Nacht etwa im Vier-Stunden-Rhythmus angeregt. Er nimmt es allerdings nicht



Esther Elisabeth Schütz

Esther Elisabeth Schütz (63) ist eine echte «Sexpertin»: Sie ist klinische Sexologin ISI, Sexualtherapeutin und Sexualpädagogin und leitet das 1998 von ihr mitgegründete Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie ISP in Uster. Das ISP ist ein parteipolitisch und konfessionell neutraler Verein und gemäss eigener Beschreibung «humanistischen und demokratischen Wertvorstellungen verpflichtet». Schütz publizierte mehrere Bücher zum Thema Sexualpädagogik und Sexualität.

bewusst wahr. Frauen werden körperlich kurz vor dem Eisprung hormonell angeregt. Also einmal im Monat.

Das ist bedeutend weniger.

Ja, es besteht zwischen den Geschlechtern auf der hormonellen Ebene ein deutlicher Unterschied. Allerdings sind die Lernschritte, die Frauen und Männer für eine erfüllte Sexualität machen können, von zentraler Bedeutung.

Dann stimmt das, was man immer wieder hört: Sex ist für den Mann viel wichtiger als für die Frau?

Sagen wir es so: Die Identität des Mannes ist gekoppelt an seine Potenz. Ein Bub sagt, ich bin ein Bub, weil er ein männliches Geschlecht hat, das er sieht und berühren kann. Der Penis wird steif, und das ist die Formel für Potenz. Ein Mann der Erektionsprobleme hat, hat immer ein Identitätsproblem. Er fühlt sich nicht mehr als Mann. Das sagen alle, die wegen Erektionsstörungen zu mir in die Beratung kommen.

Ist es denn nicht so, dass die Frau auch Lust haben muss, um erfüllten Sex zu haben?

Aus sexologischer Sicht sind Frauen im Archetyp Gebärende. Um uns fortpflanzen zu können, müssen Frauen nicht zwingend sexuell erregt sein. Bei Frauen, die ein Kind haben wollen und keines bekommen, wird deutlich, wie sehr ihre Identität an die Gebärfähigkeit gekoppelt ist. Selbstverständlich ist es besser, wenn Frauen die Fähigkeit der sexuellen Lust haben.

Wie können sich die beiden so unterschiedlichen Geschlechter einander annähern?

Frauen sehen ihr Geschlecht nicht, ausser wenn sie einen Spiegel nehmen. Sie sind deshalb gefordert, hineinzuhorchen. Das heisst, über Gefühle einen Zugang zu den Empfindungen zu schaffen. Diese Kompetenz des Einfühlens wird auf die Sexualität übertragen. Deshalb spielen für Frauen Gefühle wie die Romantik und die Erotik eine grosse Rolle. Im Gegensatz dazu sehen Männer ihr Geschlecht täglich, was ihnen einen direkten Zugang ermöglicht. Dies ist auch in der sexuellen Erregung so. Für Männer ist deshalb das Visuelle eine wichtige Kompetenz, die sie auch nutzen im sexuellen Begehren.

Was heisst das konkret?

Das bedeutet, Frauen haben die Aufgabe, sich mehr mit ihrem weiblichen Geschlecht auseinanderzusetzen, und Männer sind gefordert, sich mehr mit den Gefühlen zu beschäftigen.

Früher hielten die Frauen einfach hin, wenn der Mann wollte, auch wenn sie selber keine Lust hatten.

Sie sagen dem herhalten, ich bewerte das nicht so. Und die Frauen selbst machten das vielleicht auch nicht. Sie haben vielleicht einfach gemerkt, dass Sex für ihre Männer wichtig ist und

haben das aus Liebe gemacht. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass es Urgrossmütter gab, die das aus Liebe zu ihrem Mann gemacht haben.

Dann hat uns Frauen der im Feminismus proklamierte «Orgasmuszwang» keinen Gefallen getan?

Sagen wir so: Das half den Frauen, sich in ihrer Sexualität weiter zu entwickeln.

Aber heute wird Frauen die Wertung vermittelt: Ich mache nur Sex, wenn ich Lust habe. Alles andere empfindet die Frau als Benutztwerden.

Die Menschheit hat auch heute noch 1001 Gründe, um Sex zu haben. Um Kinder zu kriegen, weil die Stimmung schön ist, um etwas zu erhalten? Ich will damit nicht sagen, Ziel sei, dass Frauen wieder herhalten sollten, sondern sich gestatten, dass es eine Vielfalt von Gründen gibt, Sex zu haben. Als Sexologin wünsche ich mir, dass Frauen, aus welchem Grund auch immer, aktiv in die Sexualität einsteigen, die Fähigkeit haben, ihre sexuelle Lust zu geniessen. Und das ist lernbar.

Wie?

Gehen wir zurück zu der Sexualpädagogik, das war ja der Anlass zu diesem Interview. Zuerst zu den Mädchen. Sie wissen eher wenig über ihr eigenes Geschlecht, und nicht wenige Mädchen haben ihr erstes Mal Sex ohne Kenntnis von ihrem eigenen weiblichen Körper. Deshalb ist wichtig, dass sie über Lernschritte einen achtsamen Bezug zu ihrem Geschlecht erhalten. Im Sinne von: Was ich schätzen kann, das kann ich auch schützen. Wie ich vorhin erklärt habe, ist der visuelle Reiz für männliche Jugendliche und Männer sehr bedeutend. Heute wachsen Jugendliche mit den vielen Möglichkeiten im Internet auf und haben nebst spannenden Informationen auch leichten Zugang zu expliziten Darstellungen von sexuellen Handlungen.

Finden Sie das nicht schlimm?

Ich mache gerne den Vergleich mit der Vielfalt der Angebote in Supermärkten. Als ich Kind war, hatten wir zwei

Äpfel, einen zum Kochen und einen zum Essen. Als grosse neue Errungenschaft kam die Kokosnuss; mein Grossvater wusste zunächst nicht, wie man sie aufmacht. Heute ist das Angebot an Früchten derart gross, dass wir oft vieles gar nicht kennen. Immer wieder kommen neue Sachen aus fernen Ländern dazu. Ähnlich wie bei den Früchten ist es auch völlig normal in unserer Zeit, dass es im Internet auch zu Sex immer mehr Angebote gibt. Deshalb rede ich von der Vielfalt an Möglichkeiten, ohne Bewertung.

Allerdings braucht es im Dschungel der Sex-Angebote dringend entscheidungskompetente Jugendliche und Männer. Vor allem auch, weil ihnen auf diesem Gebiet kein Label zur Verfügung steht im Sinne von Fairtrade.

Sind die Pornokonsumenten eher männlich?

Ja, Buben, männliche Jugendliche und Männer. Sie sehen Bilder, und das fasziniert und erregt sie. Sie wachsen mit diesen Möglichkeiten auf. Das heisst, ihre Selbstbefriedigung wird von An-

«Bei häufigem Pornokonsum im Internet besteht die Gefahr, dass Männer in einer Liebesbeziehung ohne diese Reizquellen weniger erregt werden.»

fang an an diese Bilder gekoppelt. In der Sexologie stellen wir uns heute die Frage, welche Wirkung das auf ihr späteres Sexualleben hat.

Und, gibt es schon Erkenntnisse?

Generell gilt: Bilder in hohen emotionalen Zuständen wie Freude und Trauer werden nachhaltiger gespeichert. Wir wissen, das dies auch in der hohen sexuellen Erregung geschieht. Wenn nun männliche Jugendliche oder Männer in der Selbstbefriedigung immer vor dem Netz sitzen, koppeln sie die Bilder an ihre Fähigkeit, die Erregung zu steuern. Da dies heute in der Regel vor Filmen passiert, wird ihre eigene sexuelle Fantasie nicht mehr oder viel weniger aktiviert. Bei häufigem Pornokonsum im Internet besteht die Gefahr, dass Männer später in einer Liebesbeziehung ohne diese programmierten Reizquellen viel weniger sexuell erregt werden und allenfalls der Sex mit der Partnerin langweilig wird.

Haben bereits junge Männer sexuelle Probleme deswegen?

Es gibt heute junge Männer, die bereits früh entdecken, dass sie eine Art Sucht entwickelt haben. Aber es freut mich, dass inzwischen junge Männer auch den Mut haben, in die Sexualtherapie zu kommen.

Was sagen Sie ihnen?

Sie lernen über die Wahrnehmung ihrer Sinnesempfindungen im Geschlecht viel Neues über ihre Männlichkeit kennen und sie neu zu definieren. Langsam nutzen sie wieder vermehrt ihre eigenen Fantasien nebst den visuellen Reizen. Und sie werden ihre sexuelle Selbstsicherheit stärken. Das wird den Männern auch Neues ermöglichen im Austausch mit ihren Partnerinnen. Werden kleine Lernschritte und Informationen bereits in der Sexualpädagogik vermittelt, unterstützt das Jungen und Mädchen als zukünftige Männer und Frauen, ihre Liebesbeziehungen erfüllt zu gestalten. Ich gehe davon aus, dass es der Wunsch aller Eltern ist, dass ihre Söhne und Töchter dereinst in einer glücklichen Beziehung leben.

Webcode: @attz

Anzeigen

academia
International School [ais]



Bilinguale Ganztageschule
Kindergarten, Primarschule, Progymnasium
Individuelle Förderung, Projektarbeit, Vertieftes Kunst- und Musikangebot, Hausaufgabenbetreuung

Bonergasse 75
4057 Basel
Telefon 061 260 20 00
www.academia-international.ch

SONDERAUSSTELLUNG 21.10.2011 – 29.04.2012
NATURHISTORISCHES MUSEUM BASEL

KNOCHENARBEIT
WENN SKELETTE ERZÄHLEN



Augustinergasse 2, CH-4051 Basel
Dienstag – Sonntag 10.00 – 17.00

naturhistorisches museum archive des lebens

Soll man in Basel unlimitiert Parkplätze bauen dürfen?, Webcode: @aslux

Parks statt Parkings

Der sogenannte ruhende motorisierte Individualverkehr ist der grösste Raumfresser in Basel. 100 000 Parkplätze entsprechen gegen 100 Fussballfeldern. Stellt euch mal vor, das wären Parks statt Parkings...

Michel Steiner

Ab in die Peripherie

Wichtig wären Parkhäuser in der Peripherie der Stadt. Nur: Dort sind Investoren zurückhaltender, weil nicht dieselbe Rendite erwirtschaftet werden kann wie mit Innerstadt-Parkhäusern. Wo genau sollen diese dann gebaut werden können? Soll dann der Kanton als Eigner in die Bresche springen, wenn Private zurückhaltend sind? Wo genau ist die Peripherie der Stadt zu definieren? Um den Aeschenplatz herum? Oder in Münchenstein? Dies einige Fragen im Diskurs, der die stark profilierten Positionen von Urs Schweizer und Brigitte Heilbronner etwas ausweiten soll.

Karl Linder

Verkehrte Welt

Das Parkplatzproblem lässt sich weder schönreden noch mit Zahlen-Jonglierereien unter den Teppich kehren. Kein anderer Grund hat die Basler mehr aus der Stadt vertrieben als die fehlenden Parkiermöglichkeiten. Es ist ja eigentlich schon eine verkehrte Welt: In Basel-Stadt, wo Parkraum – aus naheliegenden Gründen – knapp ist, gibt es eine gesetzliche Beschränkung für den Parkplatzbau. Und im Nachbarkanton, wo man sowieso überall Parkplätze findet, gibt es eine gesetzliche Verpflichtung für den Parkplatzbau. Wenn die restriktive Basler Gesetzgebung jetzt etwas gelockert werden soll – die Altstadt beidseits des Rheins wäre davon ja ausgenommen –, ist das nur vernünftig.

Christian Greif

Die Angst der Wirtschaft vor der Ferieninitiative, Webcode: @asiwk

Liebe Arbeitgeber!

Dass so viele Arbeitnehmer der Initiative derart positiv gegenüberstehen, müsste Euch eigentlich zu denken ge-

Leserbriefe an die Redaktion



Leserbrief der Woche

von **Cornelis Bockemühl** zu «Die Angst der Wirtschaft vor der Ferieninitiative», **Webcode: @asiwk**

Klar will jeder Arbeitnehmer mehr Ferien. Und klar kann eine gesetzlich festgeschriebene Höchstarbeitszeit in wirtschaftlich schwierigen Zeiten zum Pferdefuss einer Volkswirtschaft werden. Ideal wäre also wirklich, was die Arbeitgeber immer versprechen: Wir tun es freiwillig! Dann sind Arbeitnehmer auch bereit, in schwierigen Zeiten die Lasten mitzutragen. Für mich geht es bei dieser Abstimmung nicht so sehr um Ferien: Viele Firmen geben schon mehr als die vorgeschriebenen vier Wochen. Vielmehr ist die Abstimmung ein Vertrauensbarometer: Glauben die Menschen den Wirtschaftsführern noch? So gesehen fände ich eine Annahme der Initiative ein schlechtes Zeichen für die Schweiz – auch wenn ich selbstverständlich nichts gegen längere Ferien habe!

ben. Nicht wegen der Zusatzkosten, die das für Eure Betriebe bedeutet. Sondern es muss Euch zu denken geben, was das über die Zustände in der Arbeitswelt aussagt. Die vielen Abstimmungen in früheren Jahren, bei denen eine Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit abgelehnt worden ist, sind ein Beweis dafür, dass die Menschen in der Schweiz sehr wohl bereit sind, für ihren Lohn zu arbeiten und einen Grossteil ihrer Zeit im Betrieb zu verbringen. Nun scheint aber der Punkt erreicht zu sein, wo sich diese Stimmung zu drehen beginnt. Es reicht nicht, eine Kampagne gegen die Initiative «sechs Wochen Ferien für alle» zu starten. Sondern es braucht auch eine Bereitschaft, den Arbeitnehmern etwas von Eurem Kuchen abzugeben. Verzicht zu fordern, ist immer schön, selber verzichten weniger.

Réjeanne Zbinden

Au revoir, geliebte Telefonkabine, Webcode: @aofvu

Es braucht die Kabinen

Es soll sie geben: Menschen, die auch im Jahr 2012 noch kein Mobiltelefon haben. Ich gehöre dazu und bin deshalb tatsächlich auch immer wieder in einer Telefonkabine anzutreffen – zum Telefonieren oder SMS-Verschicken. Praktisch, dass es sie gibt – und im Sinne des Service public muss es die Kabinen auch weiterhin geben. Störend beim Telefonieren in der Kabine ist jedoch, dass man heutzutage immer über einen US-Vermittler Gespräche führen muss und ein einfaches Gespräch somit auf über einen Schweizer Franken zu stehen kommt.

Daniel Römer

Der ungarische Viktor hat seinen Kredit verspielt, Webcode: @arqwg

Die EU muss handeln

Es ist allerhöchste Zeit, dass die EU-Präsidentschaft Ungarns Präsidenten Orban, der sich nicht einmal verklausuliert anschiebt, den Staat seinem Willen und seiner extrem rechts gerichteten Gesinnung zu unterwerfen, bremsst. Er muss deutlich darauf hingewiesen werden, dass Ungarn (noch) Mitglied einer Staatengemeinschaft ist, die unter anderem die Diskriminierung von Menschen wie auch den Rassismus verabscheut.

Hans Gamliel

TagesWoche
2. Jahrgang, Ausgabe Nr. 4
Gerbergasse 30, 4001 Basel
Auflage: 18 000 Exemplare

Abo-Service:
Tel. 061 561 61 61
Fax 061 561 61 00
abo@tageswoche.ch

Redaktion
Tel. 061 561 61 61
redaktion@tageswoche.ch

Verlag
Tel. 061 561 61 61
verlag@tageswoche.ch

Herausgeber
Neue Medien Basel AG

Geschäftsleitung
Tobias Faust

Verlagsassistentz/ Lesermarkt
Martina Berardini

Redaktionsleitung
Urs Buess, Remo Leupin

Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel, Esther Staub

Redaktion
David Bauer, Renato Beck,
Yen Duong, Karen N. Gerig,
Tara Hill, Christoph Kieslich,
Matieu Klee,
Marco Krebs, Philipp Loser,
Florian Raz,

Michael Rockenbach,
Martina Rutschmann,
Peter Sennhauser,
Dani Winter, Monika Zech

Bildredaktion
Hans-Jörg Walter,
Michael Würtenberg

Korrektorat
Céline Angehrn, Noëmi Kern,
Martin Stohler, Dominique
Thommen, Andreas Wirz

Layout/Grafik
Carla Secci, Petra Geissmann,
Daniel Holliger,
Designentwicklung:
Matthias Last, Manuel Bürger

Anzeigen
Andrea Obrist
(Leiterin Werbemarkt),
Lukas Ritter

Druck
Zehnder Druck AG, Wil

Abonnemente
Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

1 Jahr: CHF 220.–
(50 Ausgaben);
2 Jahre: CHF 420.–
(100 Ausgaben);
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen
sich inkl. 2,5 Prozent Mehr-
wertsteuer und Versand-
kosten in der Schweiz.

JA

«Bücher würden im Schnitt günstiger»



Franziska Freivogel

Geschäftsführerin Buch- und Kaffeebar Nasobem, Basel

Die Schweiz braucht feste Buchpreise. Sie wäre damit keine Exotin im internationalen Vergleich: In ganz Europa, mit Ausnahme von Belgien und England, existieren Gesetze zur Regelung der Buchpreise. Dass auch andere Produkte wie Zeitungen seit jeher preisgebunden sind, fällt in der Diskussion unter den Tisch. Das allein ist aber noch kein Argument.

Die Buchpreisbindung macht Bücher im Schnitt nicht teurer, sondern günstiger. Dies zeigen Vergleiche zwischen Deutschland und England. Wenn die gleichen 20 Bestseller zu Billigpreisen zuvorderst im Laden liegen, muss der Preis bei allen anderen Büchern erhöht werden. Irgendwo muss die fehlende Marge ja kompensiert werden.

Ich sehe die Buchpreisbindung als Kulturförderung, die den Steuerzahler – im Gegensatz etwa zur Landwirtschaft – nichts kostet. Mit dem Gesetz ist es möglich, eine Vielfalt an Buchhandlungen und Literatur aufrechtzuerhalten. Es nützt nichts, wenn Pro Helvetia Literatur unterstützt und es keine Vertriebsstruktur gibt, die diese an die Leserschaft bringt. Ohne Gesetz droht die Branche monoton zu werden. Deshalb ist praktisch die ganze Buchbranche, von kleinen Buchhandlungen über Verleger bis zu grossen Ketten wie Thalia, für eine Buchpreisbindung. Auch die Stiftung Konsumentenschutz ist dafür.

Auch wenn das in der Diskussion gefordert wird: In der Schweiz wird es nie dieselben Buchpreise geben wie in Deutschland. Die höheren Lohn-, Miet- und Logistikkosten schlagen sich bei allen Produkten im Preis nieder. Schweizer Buchhändler haben nach der Ausbildung einen bescheidenen Lohn von 3920 Franken. Deutsche Kollegen verdienen 1580 Euro. Der Wohlstand in der Schweiz geht mit höheren Preisen einher.

Gebundene Preise bedeuten für den Buchkäufer, dass er sich seine Buchhandlung – stationär oder im Internet – nach Charme, Service, Auswahl, Kompetenz oder Standort aussuchen kann und überall den gleichen fairen, vom Verlag definierten Preis bezahlt. Im Sinne der Transparenz und Vielfalt: Stimmen Sie Ja zum Buch!

Die Wochendebatte



Foto: Nils Fisch

Braucht die Schweiz wieder fixe Buchpreise?

Am 11. März stimmt das Schweizer Volk darüber ab, ob die Buchpreisbindung wieder eingeführt werden soll. Fünf Jahre lang spielte in der Deutschschweiz der freie Markt. Profitieren davon alle Konsumenten? Hat diese «Entbindung» am Ende gar für den Buchhandel Vorteile gebracht? Immerhin muss sich dieser ja gegen die Online- und E-Books-Angebote grenzüberschreitend behaupten. Andererseits: Warum ist das Kulturgut Buch in Sachen Preispolitik nicht geschützt – verglichen mit einer Zeitung wie unserer, für die man an jedem Kiosk den gleichen Preis bezahlt? Wie sehr die mögliche Wiedereinführung der Buchpreisbindung polarisiert, zeigt sich innerhalb der Branche. So treten in unserer Wochendebatte zwei Basler Buchhändlerinnen an, die gegenteiliger Meinung sind. Welche Argumente überzeugen Sie mehr? Stimmen Sie ab auf tageswoche.ch/wochendebatte

Soll man unlimitiert Parkplätze bauen dürfen?

Die Wochendebatte vom 20. Januar

Die Argumente von FDP-Grossrat Urs Schweizer für die Parkraum-Initiative, über die das Basler Stimmvolk am 5. Februar entscheidet, überzeugten die Community nicht. 74 Prozent sind der Ansicht, dass Privaten und Firmen nicht erlaubt werden soll, so viele Parkplätze zu bauen, wie sie wünschen. Es gebe schon genügend Parkmöglichkeiten in der Stadt. Mehr Abstellplätze auf privatem Grund würden das Autofahren nur fördern. Dass der Suchverkehr in den Quartieren durch eine Annahme der Initiative abnehmen würde, bezweifelte man ebenfalls. In einigen Kommentaren wurde der Ausbau des ÖV gefordert. Denn nur mit einem attraktiveren ÖV-Angebot könnten die Automobilisten zum Umsteigen bewegt werden, hiess es. Auch der Bau von Park-and-Ride-Anlagen an der Peripherie wurde mehrmals gewünscht.

NEIN

«Feste Preise schaden dem Buchhandel»



Yvonne Peyer

Geschäftsführerin Buchhandlung Olymp & Hades, Basel

Als der Bundesrat vor fünf Jahren den festen Buchpreis aufhob, waren wir zunächst nicht erfreut. Wir haben uns aber bald den veränderten Voraussetzungen gestellt und neue Strategien entwickelt. Und es funktioniert!

Wir haben den Spielraum bei der Preisgestaltung schätzen gelernt – und unserer Buchhandlung geht es heute gut mit den freien Preisen für Bücher!

Der stationäre Buchhandel ist heute vielfältig herausgefordert: Generell sinkende Buchpreise, verschärft durch den tiefen Euro-Kurs, machen uns zu schaffen, hinzu kommen elektronische Publikationen, die den Buchhandel ganz auslassen, der Internet-Buchhandel und E-Books – all dies hat aber nichts mit dem freien Ladenpreis zu tun.

Im Gegenteil: Gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten ist es enorm wichtig, dass wir einen gewissen Handlungsspielraum haben und nicht durch feste Ladenpreise und strenge Rabattregeln gebunden sind.

Kulturförderung – dieser Begriff wird ja in Zusammenhang mit dem Buchpreisbindungsgesetz auch gerne genannt – braucht einen starken und lebendigen Buchhandel. Und der ist ohne Preisbindung leichter zu haben als mit Preisbindung.

Das Gesetz weist meiner Meinung nach einige schwerwiegende Mängel auf. So werden Studenten, Schulen und kleinere Bibliotheken nach der neuen Regelung deutlich schlechter gestellt oder wurden ganz vergessen. Und da die Umsetzung und Kontrolle vor allem beim grenzüberschreitenden (Internet-)Buchhandel kaum durchführbar ist, ist zu befürchten, dass diese Kunden ins Ausland abwandern. Das schadet dem gesamten Schweizer Buchhandel.

Sind Bücher mit oder ohne Preisbindung billiger zu haben? Ich bin überzeugt davon, dass jeder preisbewusste Konsument ohne Preisbindung günstiger fährt, dass die Leser nur ohne festen Preis von der grossen Vielfalt der Publikationen profitieren können und dass der Kulturförderung ohne Preisbindung besser gedient ist.

Der Buchhandel würde sich mit der Wiedereinführung der Buchpreisbindung eine grosse Chance vergeben!

Die Daten, die der Staat sammelt, gehören der Allgemeinheit und bergen grosses Potenzial.
Die «Open Data»-Bewegung fordert deshalb einfacheren Zugang.

Offene Daten bringen Transparenz und Innovation von Andreas Amsler



Andreas Amsler ist Vorstandsmitglied des am 19. Januar 2012 in Bern gegründeten Vereins Opendata.ch.

Ganz am Anfang stand der Austausch von Wissen. Dann kam die direkte Kommunikation zwischen Menschen dazu. Immer ging es dabei um Daten. Mit der zunehmenden Vernetzung sind auch die Datenbanken gewachsen. Wir nutzen das Web in immer mehr Lebensbereichen und immer intensiver. Wer aber die Datenbanken kontrolliert, ist eine Frage, die wir uns nur am Rande stellen. Dennoch gilt immer mehr: Wer die Daten hat, der hat die Macht.

Im Falle von Daten, die der Staat aufgrund eines politischen Auftrags und einer gesetzlichen Grundlage sammelt, ist die Antwort, wem sie gehören, klar: der Allgemeinheit. Wir finanzieren ihre Erhebung, Pflege und Publikation mit unseren Steuergeldern sowie mit zusätzlichen Gebühren.

Unter anderem um Tim Berners-Lee, den Erfinder des World Wide Web, hat sich in den letzten Jahren eine Bewegung gebildet, die sich für den offenen Zugang der Allgemeinheit zu Regierungs- und Verwaltungsdaten einsetzt. Das etwas unangenehme Gefühl, das einen bei dieser Vorstellung beschleichen mag, lässt entscheidend nach, wenn man festhält, dass es sich dabei weder um personenbezogene noch um sicherheitsrelevante Daten handelt. Auch in der Schweiz stellen Behörden bereits heute eine Unmenge von Daten ins Web.

Diese Veröffentlichung geschieht jedoch überwiegend in Form von Dokumenten, also

in digitalen Pendanten zu den Papierakten von früher. Zwar kann man sie anhand von Suchbegriffen durchsuchen, wie unbefriedigend die Resultate aber sein können, hat vermutlich schon jeder von uns erfahren müssen.

Der auch in der Schweiz wachsenden «Open Data»-Bewegung geht es jedoch nicht «nur» um die einfachere Findbarkeit von Behörden-daten, sondern um deren Verwendbarkeit im Sinne der Allgemeinheit. Die Bewegung fordert offenen Zugang zu Daten in maschinenlesbarer Form. Erst diese Befreiung aus meist unzugänglichen Speichern ermöglicht Wertschöpfung und macht einfache Nutzung für Datenvisualisierungen und -anwendungen möglich.

Angelsächsische Länder haben den «Open Data»-Weg bewusst eingeschlagen.

In angelsächsischen Ländern, zunehmend aber auch in Kontinentaleuropa haben Regierungen den «Open Data»-Weg bewusst eingeschlagen, weil sie den Nutzen

für Transparenz, Innovation und Kosteneinsparungen erkannt haben. In der Schweiz stehen wir politisch ganz am Anfang dieses Wegs, dem wir uns nicht verschliessen sollten. Unser Vertrauen in unsere Behörden ist zu Recht gross. Das technologische, gesellschaftliche und nicht zuletzt wirtschaftliche Innovationspotenzial ihrer Daten ist aber noch grösser. In diesem Bewusstsein wagt sich 2012 mit Zürich die erste grosse Schweizer Stadt daran, mit einem eigenen Datenportal den notwendigen Zugang zu schaffen. Weitere Städte werden es ihr gleichtun. [Webcode: @assvm](#)

Aus der Community www.tageswoche.ch/dialog

Das grüne Dreieck markiert Beiträge aus der Web-Community – und lädt Sie ein, sich einzumischen.

Christina Odermatt

«Dass ich bei der Blumenfrau nie mehr werde eine Rose kaufen können, macht mich traurig.»

Zu «Die Blumenfrau ist nicht mehr», [Webcode: @asulz](#)

Cédric Wermuth

«Interessanteste Lektüre der Woche: @tageswoche. Diesmal sogar die @Wochenzeitung geschlagen.»

Via Twitter

Martin Birchmeier

«Zuschauer, die bei Rückpässen die eigenen Spieler auspfeifen, haben keine Ahnung von Fussball.»

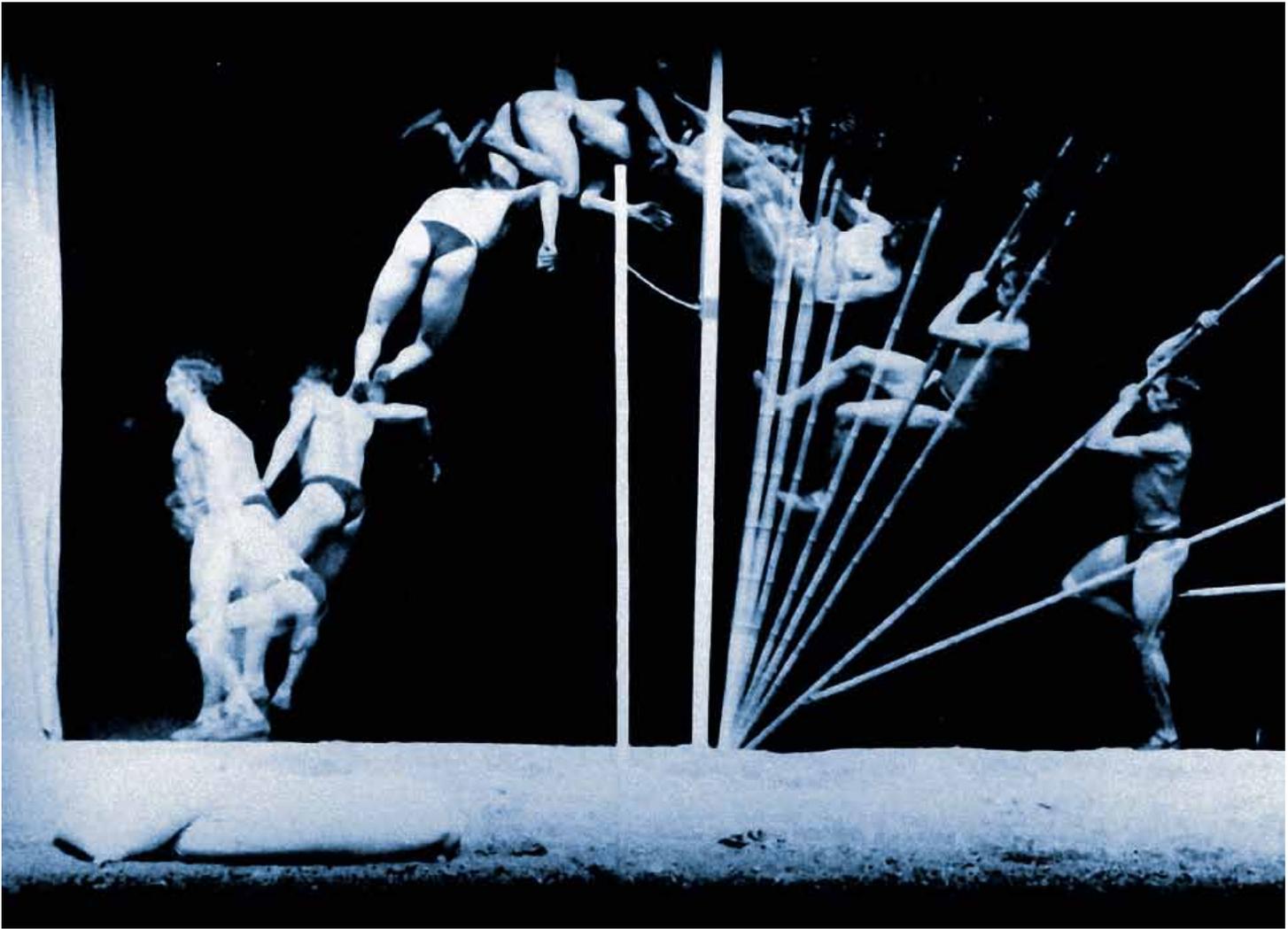
Zu «Was Trainer meinen, wenn sie Geduld fordern», [Webcode: @assxi](#)



Bildstoff: Alexander Palacios ist Modefotograf mit Studio in Basel. Der gebürtige Frankfurter hat an der «Fashion Week Berlin 2010» für einmal die Mitarbeiter und Modelle hinter den Kulissen porträtiert – eine Action-Reportage mitten in der Hektik der Show. [Webcode: @aemmi](#)



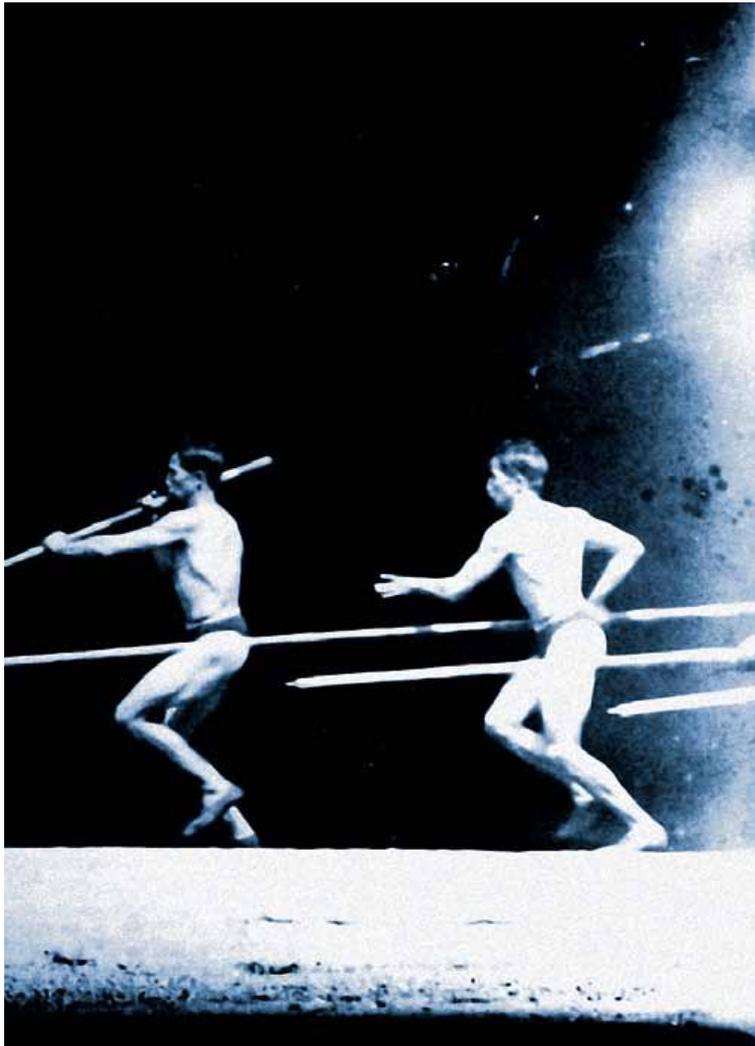




Die Anfänge der Sportwissenschaft in Frankreich um 1900 – eine chromatografische Aufnahme eines Hochspringers. Foto: Etienne-Jules Marey

Der Sport erobert die Hörsäle

Die Sportwissenschaft ist endgültig an den Schweizer Universitäten angekommen. Lange Zeit hatte sie es schwer – im Land der Turner und Turnlehrer. *Von Alain Gloor*



Wer Sport studiert, wird Sportlehrer. Bis vor gut zehn Jahren wäre diese Einschätzung nicht verfehlt gewesen. Seither aber hat sich in der Schweizer Hochschullandschaft einiges getan. Einer von zwei Absolventen zeigt nicht länger der Schulklasse den Felgaufzug, sondern sucht sich seinen Beruf anderswo: in der Gesundheitsbranche oder im Leistungssport, im Journalismus oder im Management, in Sportorganisationen – oder in der Wissenschaft. Wichtige Impulse für diese Entwicklung gehen mitunter von den Sportinstituten an den Schweizer Universitäten aus.

Das ist keine Selbstverständlichkeit. Bemühungen, die über das Theoretisieren der Turnausbildung – wozu durchaus Vorlesungen in Anatomie oder Physiologie gehörten – hinausgingen, waren an den Universitäten seit jeher eine Seltenheit. Denn sie entsprachen nicht der gelebten Tradition: 1922 gliederte sich in Basel der erste Turnlehrerkurs an die Universität an (siehe Beitrag nächste Seite). 1936 zog die

ETH Zürich nach, noch später die Universitäten Lausanne, Genf und Freiburg, 1968 schliesslich auch Bern. Es waren, von einigen Ausnahmen abgesehen, Männer und Frauen der Tat, die an den Universitäten das Fach Sport lehrten. Ein Land der Turner wurde zum Land der Turnlehrer.

Erziehung der Massen

Diese Kultur des Praktischen hat das Gefüge über Jahrzehnte geprägt: «Man kann von einer gewissen Theoriefeindlichkeit sprechen, fast von einer Angst, sich wissenschaftlich mit dem Sport zu befassen», sagt Lutz Eichenberger aus Basel, einer der wenigen Sporthistoriker der Schweiz. Und es gab weitere, politische Gründe für die mühselige Etablierung der Sportwissenschaft an den Universitäten – das wird im europäischen Vergleich augenscheinlich.

Im zentralistischen Frankreich geriet der Sport schon vor 1900 wie nebenbei ins Blickfeld der Wissenschaft. Deren vorderstes Ziel war die Effizienz-

erzweigerung der Industriearbeiter. Der Zusammenhang zwischen Training und Ermüdung wurde erforscht, intensiv wurden physiologische Untersuchungen angestellt. Etienne-Jules Mareys berühmte Fotoserien erlaubten das Studium von Menschen in Bewegung – auch Sportler lichtete der Franzose ab, zum Beispiel Fechter oder Stabhochspringer.

Im nationalsozialistischen Deutschland und faschistischen Italien wurde die Strahlkraft erfolgreicher Sportler bald erkannt und diese wurden in ihrem Leistungsstreben entsprechend unterstützt. In der Schweiz wollte man von einer Forschung, die sich in den Dienst des Spitzensports stellte, nicht viel wissen. Der Sport war ein Mittel zur staatlichen Körpererziehung, mehr nicht. «Nicht einseitige Förderung von Höchstleistungen steht im Vordergrund (...), sondern die Erziehung der Masse zu körperlich und geistig gesunden, arbeitsfreudigen und charakterfesten Menschen», hielt Bundesrat Rudolf Minger 1932 fest.

Staatliches Doping kein Thema

Nach dem Zweiten Weltkrieg sprossen die Sportinstitute im geteilten Deutschland wie Pilze aus dem Boden: «Die DDR definierte sich als Staat, der durch sportliche Erfolge auf sich aufmerksam macht. Und die BRD wollte dagegenhalten», sagt Uwe Pühse, Leiter des Instituts für Sport und Sportwissenschaften an der Universität Basel. Als Folge zählte allein die BRD bald etwa achtzig gut ausgestattete Sportinstitute. Die Eidgenossenschaft, die auch während des Kalten Kriegs davor zurückscheute, einzelne Athleten als nationale Aushängeschilder aufzubauen, hatte gerade mal deren fünf. Staatlich organisiertes Doping war in der Folge hierzulande kein Thema. Gefördert wurde der Spitzensport höchstens über privatrechtliche Organisationen oder eine solide Trainerausbildung an der 1944 gegründeten Eidgenössischen Sportschule in Magglingen, und nicht über eine auf Touren gebrachte universitäre Sportwissenschaft.

Doping-Skandale wie die Telekom-Affäre an der Universität Freiburg i. Br. in den Neunzigerjahren seien in der Schweiz schon deshalb nicht denkbar gewesen, «weil die dafür notwendigen Gerätschaften und Betreuungskapazitäten in den universitären Sportinstituten gar nicht vorhanden gewesen waren», sagt Uwe Pühse. Man musste mit wenig Geld und wenig Professuren auskommen. Auch die Zusammenarbeit mit der Medizin wurde noch nicht gehegt und gepflegt.

Ob die Gefahr von Doping mit der wachsenden Bedeutung der Sportinstitute in der Schweiz zunimmt, ist nicht zu beurteilen. Der Bund war in seiner Haltung gegen illegale Leistungssteigerung schon immer äusserst strikt. Festzuhalten ist aber auch, dass er seine Bedachtsamkeit in Sachen Förderung einzelner Athleten inzwischen etwas abgelegt hat: Seit Kurzem sind 17 Athleten als Zeitsoldaten angestellt, etwa

Langlauf-Olympiasieger Dario Cologna. Ausserdem löste der Bund just vor einer Woche, am 20. Januar 2012, die 1874 gegründete Eidgenössische Sportkommission auf, ein Beratungs- und Kontrollorgan für Fragen des Sports.

Forschungsverbot in Basel

Neue Gesetzesbeschlüsse in den Siebzigerjahren gaben der Sportwissenschaft zumindest formal mehr Gewicht. «Dazu kam es», erinnert sich Lutz Eichenberger, der selber am Basler Institut arbeitete, «Ende der Achtzigerjahre an verschiedenen Instituten zu einem Generationenwechsel. Akademischer gesinnte Persönlichkeiten kamen zum Zug.» Zum Durchbruch der Sportwissenschaft reichte das hingegen noch nicht. Die Universitäten bildeten im Auftrag des Bundes Sportlehrer aus, durften aber die Gestaltung der Lehrgänge kaum eigenständig vorantreiben. Der Universität Basel war es bis 1990 verboten, überhaupt Forschung zu betreiben.

Sportinstitute sind im Aufwind, und die Zahl der Studenten steigt.

«Erst mit dem Wechsel zum Bologna-System im Jahr 2002 setzte sich die Akademisierung der Sportwissenschaft wirklich durch», erklärt Uwe Pühse. Eine Erkenntnis, die auch für den Rest der Schweiz gültig ist. Das Lehrangebot differenzierte sich: Die Ausrichtungen der verschiedenen Institute sind tendenziell naturwissenschaftlich (Zürich, Freiburg), medizinisch (Basel, Genf) oder sozialwissenschaftlich (Bern, Lausanne). Eine weitere Spezialisierung erlauben die Masterausbildungen. Erst seit wenigen Jahren ist es zudem möglich, an Schweizer Sportinstituten den Dokortitel zu erlangen.

Gleichzeitig mit diesem Wandel – dem Aufstieg der Sportwissenschaft zur akademischen Disziplin – schoss die Zahl der Studierenden in die Höhe. Neben Basel führte letzten Herbst deshalb auch die Universität Bern die Eignungsprüfung ein, Freiburg wird dieses Jahr erstmals auf den Numerus clausus zurückgreifen. Das Fach erfreut sich nicht nur bei den Studierenden anhaltender Popularität. Auch in den Fakultäten sind die Sportinstitute im Aufwind. Zu wenig Wissenschaft, zu viel Sport: Wo früher dieser unausgesprochene Vorwurf durch die Hörsäle und Seminarräume der alten Disziplinen geisterte, gehen heute Türen auf. Die Zusammenarbeit wird gesucht.

Was jedoch marginalisiert wird, ist die historische und kulturelle Auseinandersetzung mit dem Schweizer Sports. Diese wird zurzeit weder an den Sportinstituten noch in den angestammten Fächern wirklich angeregt. Aber was nicht ist, das kann noch werden. Das hat die Entwicklung der Sportwissenschaft in der Schweiz gezeigt. **Webcode: @asubv**

«Wir sind kein Club Méditerranée»

Der Leiter des Instituts für Sport und Sportwissenschaften (ISSW) an der Uni Basel, Professor Uwe Pühse, über Image und Essenz der Sportwissenschaft sowie die Zukunft seiner Forschungs- und Lehranstalt. *Von Alain Gloor*

Seit 20 Jahren ist Professor Uwe Pühse am ISSW tätig, 2006 übernahm der Deutsche aus Freiburg im Breisgau die Leitung. Der 54-Jährige hat den Aufschwung des Sportstudiums an der Universität hautnah miterlebt und mitgestaltet.

Herr Professor Pühse, vor 90 Jahren wurde in Basel der erste Turnlehrkurs in universitärem Rahmen durchgeführt. Basel war damit Vorreiter in der Schweiz. Inwiefern ist das ISSW heute Trendsetter?

Wir haben gezielt Kernfragen aufgenommen, die unsere Gesellschaft betreffen. Unsere Themen liegen im Schnittbereich von körperlicher Aktivität und Gesundheit. Das ist ein grosser Wachstumsmarkt. Immer mehr Menschen schauen darauf, dass sie gesund alt werden und geben dafür auch Geld

aus. Das ist unter anderem an der heutigen Wellness- und Fitnesskultur abzulesen, die immer differenzierter und hochwertiger wird. Was fehlt, sind wissenschaftlich ausgebildete Fachleute, die in diesen Wellnesscentern, aber auch in Gemeinden, Kliniken und anderen gesundheitsbezogenen Einrichtungen Verantwortung übernehmen. Diese bringt unser Institut hervor.

Läuft das ISSW mit dieser Annäherung an die Gesundheitsbranche nicht Gefahr, sich vom eigentlichen Fachinhalt zu entfernen und sich auf die Dauer selbst zu unterminieren?

Die Kompetenzen, die dazu notwendig sind, beispielsweise individuell abgestimmte Bewegungs- und Trainingsprogramme für Patienten mit Diabetes, einem Burn-out oder einer Depression zu entwickeln, kommen aus der Sport-

wissenschaft. Wir schauen in Kooperation mit Experten aus der Medizin, wo Bewegung Einfluss auf die Gesundheit nehmen kann. In der Zusammenarbeit mit verschiedenen Instituten bringen wir entscheidende Kompetenzen ein. Es gibt keine Bedenken, dass wir irgendwann mal wegrationalisiert werden könnten, weil andere das übernehmen, ganz im Gegenteil.

«Das Image der Sportwissenschaft ist geprägt durch die Turnlehrerausbildung.»

Tatsächlich hatte die Sportwissenschaft als universitäres Fach in der Schweiz lange Zeit einen schweren Stand. Jetzt ist sie im Aufschwung.

Die Sportwissenschaft ist eine sehr junge Disziplin. Ihr Image ist noch immer geprägt durch die klassische Turn- und Sportlehrerausbildung. Da muss man sich nichts vormachen. Aber wir sind sicher kein Club Méditerranée. Obwohl die Praxis nach wie vor ein wichtiger Teil der aktuellen Ausbildung ist, hat sich die Lage grundlegend verändert. Der Sport als wissenschaftliches Fach hat sich in den letzten Jahren seine Berechtigung hart erarbeitet, mit vorzeigbaren Ergebnissen. Aber es gibt noch viel zu tun.

Die Sportwissenschaftliche Gesellschaft der Schweiz (SGS) behauptet in einem Curriculum, dass die fachliche Essenz der Sportwissenschaft noch nicht definiert sei. Ist es der von Ihnen beschriebene interdisziplinäre Ansatz?
Ich glaube einfach, dass viele gesell-

Seit 90 Jahren: Turnen und Sport an

Basel ist eine Stadt des Sports, nicht nur wegen des FC Basel. Auch wegen Pionierleistungen im Bereich des Schulturnens und der Ausbildung von Turnlehrern. Bereits im Jahr 1852 führte Basel als erster Kanton «Knabenturnen» als obligatorisches Schulfach ein. Und 1922 konnte am Rheinknie erstmals in der Schweiz ein Turnlehrerkurs an einer Hochschule angeboten werden – ohne zuvor zugesicherte finanzielle Unterstützung des Bundes. Und rund 15 Jahre vor der ETH Zürich.

Das heutige Institut für Sport und Sportwissenschaften (ISSW) war gegründet. Die Oberleitung übernahm Robert Flatt (1863–1955), und August Frei (1874–1962) war für die Ausbildung zuständig. Ein Jahr lang zwei Nachmittage pro Woche turnen, dazu Anatomie und Physiologie büffeln – so sah es der Lehrplan damals vor. Das Eidgenössische Militärdepartement anerkannte die Ausbildung schon zwei Jahre später: Bis 2005 wurden die Eidgenössische Turn- und Sportlehrerdiplome (I und II) noch verliehen.

Für eine akademische Anerkennung und eine angemessene Integration der Turnlehrerkurse in die Universität setzte sich zwischen 1957 und 1983 Fritz Pieth ein, doch sein Einsatz verpuffte allzu oft. Als Rolf Ehrsam übernommen hatte, wurde es nicht einfacher, und Pieths Einsatz wäre beinahe ganz umsonst gewesen. Zweimal sollte in den späteren Jahren das damalige Institut für Sport der Pädagogischen Hochschule angliedert werden. Erst 2002 wurde das ISSW vollwertig in die Medizinische Fakultät aufge-



schaftliche Fragen, die heute auf dem Tisch liegen, nur durch interdisziplinäre Expertise gelöst werden können. Fachleute aus verschiedenen Wissensgebieten und mit verschiedenen Blickrichtungen müssen zusammenarbeiten, um ihr Know-how in eine Waagschale zu werfen. Darin sehe ich eine grosse Stärke unseres Instituts mit seinen sportmedizinischen, trainings- und sozialwissenschaftlichen Schwerpunkten und einen wichtigen Aspekt der Essenz der Sportwissenschaft.

Mit dem Wechsel zum Bologna-System ist die Zahl der Sportstudenten stark gestiegen. Die Popularität des Fachs hält an: Mitte Januar waren 350 Maturanden am Info-Tag des ISSW. Ist der Numerus clausus ein notwendiges Übel, das diese Entwicklung mit sich bringt?

«Sport und Bewegung werden wie ein Medikament eingesetzt werden.»

Unsere Devise war immer: statt Quantität lieber Qualität. Wir haben jedoch einen klaren Auftrag. Dieser besagt, dass wir 100 Studierende jedes Jahr im Bachelor aufnehmen müssen. Im Master haben letztes Jahr sogar 80 neue Studierende begonnen. Die Universität überlegt nun, die Studie-

rendenzahl um 25 Prozent zu erhöhen. Das wird in den nächsten Jahren wohl eintreten. So werden wir der gesteigerten Nachfrage gerecht.

Wo sollen all diese Sportwissenschaftler später arbeiten?

Diese Frage wird uns immer wieder gestellt. Sie ist zwar wichtig, aber wonach wir uns richten, ist der Auftrag der Regierung. Dennoch lassen wir die Studierenden nicht alleine auf ihrem beruflichen Weg. Wir nehmen Kontakte zu Kliniken und sonstigen gesundheitsorientierten Organisationen auf, ermöglichen dort Praktika und erheben den Bedarf. Und der scheint nach unseren bisherigen Erfahrungen durchaus vorhanden zu sein.

Wo wird das Institut in zehn Jahren sein, wenn es sein hundertjähriges Bestehen feiert?

Das Institut wird zu einem Kompetenzzentrum für Fragen von körperlicher Aktivität und Gesundheit herangereift sein. Es wird in Kontakt stehen mit klinischen Instituten und eng mit der Psychiatrie, der Onkologie, Diabetologie oder Pneumologie (Krebsforschung, Behandlung von Diabetes-Patienten, Lungenheilkunde; Anm. d. Red.) zusammenarbeiten. Bewegung und Sport werden als Medikament quasi zusätzlich für die Patienten eingesetzt werden. Wir werden Berater und Mitgestalter der Gesundheitspolitik der Kantone sein. **Webcode: @asubw**

Den Aufschwung in Basel mitgestaltet: der Deutsche Uwe Pühse (54), Professor am Sportinstitut der Uni Basel. Foto: Stefan Bohrer



der Universität Basel



Verbindung von Theorie und Praxis: mit dem Laptop in die Turnhalle. Foto: Keystone

nommen. Mit ermöglicht wurde dieser Schritt durch den neuen Finanzausgleich: Der Kanton übernahm vom Bund die Verantwortung über die Sportlehrerausbildung.

Drittmittel steigen auf 1,3 Millionen Franken

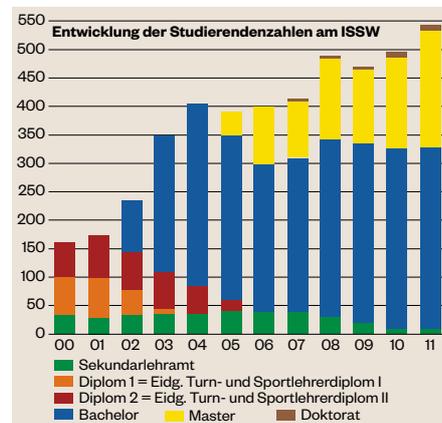
Ein erstaunlicher Wandel von der klassischen Ausbildungsstätte zur Lehr- und Forschungseinrichtung setzte ein: Vor 15 Jahren zählte das ISSW drei Vollzeitstellen, nun sind es rund 40. 2007 brachte das Institut 26 Publikationen heraus, 2010 über 70. Die jährlich generierten Drittmittel stiegen in den letzten fünf Jahren von 150 000 auf 1,3 Millionen Franken – Tendenz steigend. Seit Mitte der Neunzigerjahre schrieben sich immer mehr Studierende am ISSW ein (vergleiche Grafik), und 2013 sollen neben den zwei bestehenden zwei weitere Professuren geschaffen werden.

Die theoriegeleitete Praxisausbildung ist am ISSW nach wie vor wichtig. Doch in den letzten Jahren hat sich die Akademisierung der Sportwissenschaft am Institut nochmals intensiviert (vergleiche Interview mit Uwe Pühse). Heute bietet das ISSW einen Bachelor und Master in «Exercise and Health Sciences» sowie einen Bachelor und Master in «Sports Sciences» mit ausserfakultärem Zweifach an. Seit vier Jahren kann am ISSW auch promoviert werden: Zurzeit werden elf Doktorierende beschäftigt.

Das Institut, das momentan auf drei Orte beim St.-Jakob-Areal verteilt ist, platzt aus allen Nähten. Ein

neuer Standort, an dem alles unter einem Dach vereinigt werden soll, wird gesucht: «Sinnvollerweise bleiben wir hier beim St.-Jakob-Areal mit seinen exzellenten Sportanlagen», sagt Pühse, «und dabei gerne auf Baselpieter Boden. Aber das sind politische Entscheidung, da mischen wir uns nicht ein.» Es wird Zuversicht ausgestrahlt am ISSW. Die Zeit der Rechtfertigungen scheint vorbei – das setzt Energien frei. *Alain Gloor*

Webcode: @asubx



Von 2000 bis heute hat sich an der Uni Basel die Zahl der Sportstudenten fast verdreifacht. Grafik: Daniel Holliger

Sehnsüchtige Seufzer

Der zweite «Pornographical Remix» aus dem Hause Glory Hazel ist mehr als ein Pornofilm – er ist ein Dokument grosser Gefühle. *Von Tara Hill.*

Es gibt diesen einen Augenblick in Glory Hazels «Pornographical Remix Vol. 5», wo eine blonde Schönheit, ganz in rosa Licht getaucht, auf ihrem Partner reitet, während ihre Wangen immer stärker erröten, schliesslich zu glitzern beginnen. Ob Schweiß oder Tränen, es ist ein intensiver Moment voller Emotion, ein Schmelzen und Verschmelzen, das in ein letztes Aufbäumen und Zucken mündet: gleichzeitig verfilmte Sexfantasie wie auf Film gebannter, fantastischer Sex, unglaublich klassisch und doch unmittelbar berührend. Und plötzlich versteht man, warum der weibliche Höhepunkt auf Französisch «la petite mort» genannt wird: der kleine Tod, jener melancholische Moment der Transzendenz, wo die ganze Anspannung zum eruptiven Erlebnis mutiert, zu einer Erlösung, die zu Tränen rührt.

«Sie lieben sich» heisst diese Szene – und mit dem keineswegs zufälligen Titel lassen Sabine Fischer (33) und



Sandra Lichtenstern (28), die zwei Schweizerinnen, die hinter dem Sexkunstprojekt Glory Hazel stecken, schon ganz spielerisch anklagen, dass die Gefühle in diesem 15-minütigen Kurzfilm über die rein körperliche Lust hinauswachsen. Liebe im Porno? Ein Wagnis, das nur so gut funktioniert, weil die klischeehaften Bilder aus einem Porno der 1970er-Jahre unterlegt werden: von sanften, sehnsuchtsvollen Streichern, bis kurz vor dem Klimax wieder ein langsamer Beat einsetzt.

Vor Liebesglück funkeln

Der Künstler, der die Kunstfigur Glory Hazel hier zum Stöhnen und deren «Porno-Remixes» zum Klingen bringt, nennt sich Emil Teiger und muss ein glücklicher Mann sein: Nicht nur hat er als Sex-Soundtrack-Komponist wohl einen eher angenehmen Job, er hat auch eine Partnerin, die ihn dabei nach

Kräften unterstützt. Denn Basil Kneubühler – so Teigers bürgerlicher Name – und Sabine Fischer sind seit vielen Jahren ein Paar, und dass sie sich lieben, wird gerade in diesem audiovisuellen Zusammenspiel von Bild und Ton spürbar: Selten, vielleicht sogar nie zuvor, hat man einen derart fröhlichen, vor Lebensfreude sprühenden und vor Liebesglück funkelnenden Porno gesehen; hier springt der viel beschworene, zündende Funke tatsächlich über.

Selbstredend, dass hinter der Kunst, Sex so spielerisch-schön und romantisch zu zeigen, harte Arbeit steckt. Denn trotz dem riesigen Echo, den die erste Ausgabe von Glory Hazels «Porno-Remix» 2009 auslöste: Ganz zufrieden waren Sabine Fischer und Sandra Lichtenstern damit noch nicht. «Zu künstlich und schnipselig» fanden sie ihren ersten Versuch. Statt aufzuhören, entschieden die beiden Künstlerinnen aber, «aus den Erfahrungen zu lernen, und es im zweiten Anlauf besser zu machen».

Die Vorgaben, die sie sich dafür selber setzten, waren streng: Noch positiver, erregender, ästhetischer sollte der zweite Remix ausfallen, weg vom indoktrinierenden Gedanken, Sex als Kunst zu zeigen, hin zur eigenen Lust, zum Bauchgefühl. «Und dieses Gefühl sagte uns, dass man die einzelnen Sexszenen länger laufen lassen muss, damit sich die Zuschauer richtig fallen lassen können», so Fischers Fazit.

Für ihre «Schatzsuche», die Sichtung des Materials in Form Dutzender Filme aus den 70er- und frühen 80er-Jahren, fuhren Fischer und Lichtenstern im Sommer zunächst auf die Kanarischen Inseln. Bereits beim Rohschnitt kam dann Emil Teigers Soundtrack ins Spiel: «Eine sehr anspruchsvolle Aufgabe», wie alle drei betonen. Schliesslich würden die Bilder für sich schnell alt und verstaubt wirken: «Die Kunst ist, das von uns ausgewählte Material durch das Zusammenspiel von Schnitt und Sound ins Zeitgenössische

Liebe, Lust und Leidenschaft: beruflich wie privat

zu übersetzen: so, dass es nicht nur nostalgisch und retro wirkt, sondern in unsere Zeit passt», erklärt Fischer. Was das konkret bedeutet? «Darüber haben wir nächstlang diskutiert», lacht Lichtenstern.

Über drei Monate hinweg fertigte Emil Teiger deshalb stetig neue Soundskizzen an, spielte unzählige Instrumente ein, liess den Rhythmus dabei ganz von den Bildern bestimmen, komponierte dazu möglichst einfache Me-

lodien – so lange, bis die Musik als «Klammer, welche die Geschichte der Körper erzählt», funktionierte, so lange, bis das Ergebnis «organisch und natürlich» klang. «Für mich eine sehr wertvolle Erfahrung», wie der Musiker

Renaissance eines abgelutschten geglaubten Genres

betont. Ende letzten Jahres trafen sich dann ein Dutzend befreundeter Künstler aus der Basler Musik- und Theaterszene in Teigers Tonstudio zu veritablen «Stöhnorgien», wo sie unter der Regie des Trios die Filmszenen nachvertont. «Spielt keine Stereotypen, sondern seid euch selbst. Stöhnen kann schliesslich jeder», habe man die ungewöhnlichen Synchronsprecher angewiesen, damit die Tonspuren möglichst authentisch klingen. Mit Erfolg: «Der erste Durchgang war stets verhalten, der zweite besser, nach dem dritten wollte keiner mehr aufhören.»

Zu Tränen gerührt

Wie aber halten es die Damen von Glory Hazel nun selber mit dem Aufhören – wird der zweite «Porno-Remix» der letzte sein? Die Gretchenfrage will das Duo noch nicht beantworten: Erst warte man die Premiere im Basler «Hinterhof» ab. Nach der Taufe ihres filmischen «Babys» folgt für Glory Hazel und Emil Teiger dann ein Reales: denn Sabine Fischer, so die charmante Pointe nach monatelangem Fokus auf den lustvollen Akt, ist schwanger.

Doch nicht nur deshalb steht Glory Hazels Zukunft noch in den Sternen. Das Ziel, es im zweiten Anlauf besser zu machen, hat das Duo bereits mehr als erfüllt. Die neuen drei Kurzfilme, die Ende Januar als «Volume 4–6» auf DVD erscheinen, dürften gar schwer zu übertreffen sein. Mit diesem Sequel gelingt Glory Hazel nämlich eine Art «Reset» oder gar Renaissance: eine Wiedergeburt des abgelutschten geglaubten Genres als filmische Auseinandersetzung mit Liebe, Lust und Leidenschaft.

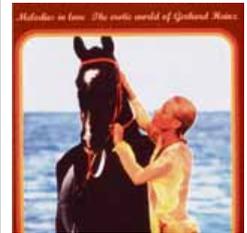
«Als wir das Endprodukt zum ersten Mal sahen und die Musik über grosse Boxen hörten, mussten wir ein wenig weinen», erzählt Sandra Lichtenstern. Man glaubt ihr sofort. Wunderbar kitschig und naiv, voller zärtlicher Gefühle, ist der zweite «Pornographical Remix» selbst zum «petite mort», zum Glücksmoment geworden.

Webcode: @atuhk

Premiere: «Hinterhof», Basel, Fr, 27.1., 21.30 Uhr, DVD: www.gloryhazel.com

Heute schon zum Bossa Nova gewippt?

Das Basler Remix-Projekt Glory Hazel unterlegt die visuelle Ästhetik alter Erotikfilme mit neuen Tonspuren. International feiert aber auch die Originalmusik der Sexfilme aus den 60er- und 70er-Jahren ein Revival. So gruben in den



letzten Jahren obskure Labels wie «Diggle Records» Lieder aus, die einst für Filme wie «3 Schwedinnen auf der Reeperbahn», «Vanessa» oder «Geh, zieh dein Dirndl aus!» geschrieben wurden. Vergessene Kompositionen von Musikern wie Gerhard Heinz wurden so wieder zugänglich gemacht.

Zum Glück, hat die Boomphase der Softsexfilme doch Perlen des Easy Listeners hervorgebracht. Da repetiert mal eine Frauenstimme lasziv seufzend das Wort «Dampfnudeln», während eine Band einen Slow-Funk spielt. Oder da dient ein flockiger Bossa Nova als Klangteppich fürs An- und Rummachen. Kultstatus geniessen heute zum Teil auch ganze Soundtracks, etwa jene zu Filmen wie «Deep Throat», «Bilitis» oder «Lady Chatterly's Lover», die durch Neuauflagen wieder von einem Liebhaberpublikum



entdeckt werden. Herausragend ist dabei das Album zum surrealen Horrorerotikfilm «Vampyros Lesbos», das mit psychedelischen Klängen begeistert.

Viele dieser Komponisten liessen sich unüberhörbar von Serge Gainsbourg inspirieren. Dessen Stöhnduett mit Jane Birkin «Je t'aime... moi non plus» (1969) gilt bis heute als Höhepunkt musikalischer Schummrigkeit. Als der Franzose gefragt wurde, ob das Lied im Bett aufgenommen worden sei, erklärte Gainsbourg: «Hätten wir wirklich Sex gehabt, dann wäre keine Single, sondern ein ganzes Album entstanden!» Marc Krebs

Webcode: @auagx

Sieben Beispiele alter, schummriger Erotiklieder finden Sie in unserer Online-Rubrik «Listomania» auf tageswoche.ch

Drei Engel für Glory: Basil Kneubühler alias Emil Teiger, Sabine Fischer und Sandra Lichtenstern machen als «Glory Hazel» Kunst pornos. Foto: Basile Bornand



Einer von vielen
Badezimmerakten Pierre
Bonnards: «Le Cabinet de
toilette au canapé rose
(Nu à contre-jour)» aus
dem Jahr 1908.

Foto: © Musées royaux des
Beaux-Arts de Belgique,
© Pro Litteris

Nackte Wahrheiten

Um 1900 liebten es Künstler wie Pierre Bonnard, Frauenakte im Badezimmer zu malen. Die Szenerie diente als Vorwand, um die Prüderie der Epoche zu umgehen. *Von Karen N. Gerig*

Sechs Zimmer wird die Fondation Beyeler zur intimen Bonnard-Retrospektive einrichten. Sechs Zimmer, die sich sechs wichtigen Sujets im Œuvre des französischen Koloristen widmen. Zwei davon werden tatsächlich existierende Räume umreissen – das Ess- und das Badezimmer. Während der «Salle à manger» Pierre Bonnard (1867–1947) die Möglichkeit bot, einen oft humorvollen Blick auf das bürgerliche Interieur zu werfen, indem er den Menschen in den Hintergrund rückte und den Fokus auf stilllebenartig inszenierte Tische legte, gab das Bad den Anlass zu seinem liebsten Motiv: dem weiblichen Akt.

Zahlreiche Werke von grosser Intimität zeugen vor allem nach 1900 davon, dass der weibliche Körper dem Maler keine Ruhe liess. Das Badezimmer in seiner Villa im südfranzösischen Le Cannet liess er an die sonnigste, hellste Stelle des Hauses bauen. Es verfügte über ein Fenster, einen

Die alltägliche Frau wurde schamvoll hinter Kleidern verborgen.

kleinen Balkon, eine Badewanne und ein kleines Lavabo. Vielleicht war es der Wunsch seiner Frau Marthe, die viel Wert auf ihre Körperpflege legte und diese gern in angenehmem Ambiente verrichtete, die ihn diesen Standort wählen liess – doch auch Pierre Bonnard hatte seine Freude daran, war es ihm doch wichtig, dass er vom Frühstückstisch aus ins Bad sehen konnte. Macht dies den Maler zum Voyeur?

Verbotene Erotik

Damen beim An- und Auskleiden zu zeigen, ist für Künstler ein seit jeher beliebter Anlass für die öffentliche Darstellung weiblicher Nacktheit. Die Pose des Modells ist dabei fast ebenso aufschlussreich wie die Nacktheit selbst, und erotische Komponenten spielen hier sicher eine mindestens ebenso grosse Rolle wie das Interesse des Malers an den Bewegungsabläufen des nackten Körpers.

In der klassischen griechischen Kunst der Antike gehörte der unbedeckte Mensch zum Kunstkanon. Die Körper wurden idealisiert dargestellt, sie wurden zum Bild absoluter Vollkommenheit. Nacktheit und gar Sexszenen durften als Wandmalereien Häuser zieren oder auf Vasen abgebildet werden. Diese scheinbare Natürlichkeit und erotische Präsenz der antiken Aktdarstellungen wurde im Mittelalter unvereinbar mit der stärker werdenden christlichen Religion, die kein Abbild von Gott und seiner Schöpfung zulassen wollte.

Das Christentum drängte die als sündig empfundene Nacktheit in ein Versteck, aus dem sie jahrhundertlang nur unter dem Deckmantel der Bibelillustration, der Historie oder der My-

«Für viele Künstler war Bonnard ein Gott»

Über 60 Gemälde wird die Fondation Beyeler in ihrer Ausstellung «Pierre Bonnard» zeigen. Im Gespräch erzählt Kurator Ulf Küster, welche Aspekte am Werk des Franzosen ihn am meisten faszinieren.

Herr Küster, steht die Bonnard-Retrospektive in der Tradition der Impressionisten-Ausstellungen wie Monet oder Cézanne in der Fondation Beyeler?

Ulf Küster: Bonnard ist kein Impressionist mehr, hätte er gesagt. Er überwindet den Impressionismus. Dass einige seiner Bilder daran erinnern, ist zwar richtig, aber er grenzt sich ab, weil er nie in der Natur gemalt hat, sondern immer im Atelier. Ihn interessierte vor allem der Umgang mit Farbe. Eine typische Beyeler-Ausstellung? Ja, insofern, dass man sagen kann, dass Ernst Beyeler viele Bonnards verkaufte und wir auch ein Werk in der Sammlung haben.

Die Ausstellung ist nicht chronologisch, sondern thematisch aufgebaut: Sie orientiert sich an Räumen. Weshalb?

Das Haus war für Bonnard eine Art Bühne. Er baute seine Villa in Südfrankreich eigens um, um eine Konstellation zu schaffen, in die er seine Frau oder ein Modell hinstellen konnte als Anregung, Bilder zu malen.

Das Badezimmer soll sich am hellsten Ort des Hauses befinden haben ...

Es befindet sich tatsächlich am erstaunlichsten Ort. Ein Badezimmer würde man nicht unbedingt in die sonnigste Ecke bauen, aber genau das tat er. Er konnte vom Frühstücksraum aus seine Frau Marthe im Bad beobachten. Ich bin der Meinung, dass man nicht den meist männlichen Kunsthistorikern glauben sollte, die sagen, die Frau habe eine Hautkrankheit gehabt und sich deswegen so oft baden müssen. Doch Marthe war mit Bestimmtheit exzentrisch. Sie liess Bonnard sehr lange im Unklaren darüber, woher sie kam oder wie sie wirklich hiess. Eine seltsame Sache, aber dafür interessierte sich Bonnard auch nicht. Er brauchte sie, damit er sie malen konnte. Und er brauchte sie vor allem im Badezimmer, weil er sie nackt malen wollte. Ein anderes Modell erzählte einst, dass Bonnard nicht wollte, dass sie stehenbleibe, sondern dass sie umherlaufe. Und er guckte dabei zu. Das hat etwas sehr Voyeuristisches.

Funktionieren das Baden oder das Duschen auch als Studie der Bewegung?

Ganz genau. Und so ein Blick in eine Badewanne mit einer Frau, mit einem Körper überhaupt, ist sehr spannend vom Aspekt her, wie der Hautton durch das Wasser scheint und wie man das dann darstellt. Diese Grau- bis Rosa- und Violetttöne. Bonnard hat die Farbe in mehreren Schichten in die Leinwand hineingerieben. Dadurch entstehen diese Farbtöne, die man lange betrachten muss, um Bonnard auf die Schliche zu kommen, wie er das macht.

Bonnard hat sich öfters selber ins Bild gerückt, etwa durch Spiegel. Nimmt er damit die Betrachterrolle vorweg?



Ulf Küster, Kurator bei der Fondation Beyeler.
Foto: Myriam Rügsegger

Einerseits. Der Spiegel ist auch ein Stilmittel der Selbstbefragung. Picasso hat Bonnard vorgeworfen, er würde nie fertig werden: Wegen dieses Prinzips, dass er sich immer wieder selbst befragte, immer noch weitermachte. Er hat Bilder über 20 Jahre hin immer wieder hervorgeholt. Louise Bourgeois erzählte, dass er auch immer mehrere Bilder auf einmal malte. Sie kannte ihn, weil sie als Teenager in Le Cannet in der Nachbarschaft wohnte.

Dazu brauchte er wohl viel Platz?

Das Atelier von Bonnard war relativ klein: Er musste die Bilder deshalb neben- und übereinanderhängen, das heisst, er malte teilweise von oben oder von unten her. Sein Haus war eine Art von Malmaschine. Marthe war sicher mehr als nur ein Teil dieser Maschine, aber manchmal denkt man, sie war nur dazu da, um die richtigen Konstellationen herzustellen. Natürlich

«Bonnard war überhaupt nicht harmlos, wenn es darum geht, wie man Farbe benutzt.»

gibt es auch eine erotische Beziehung. Aber auch diese geht über die Malerei. Bonnard hat nichts anderes interessiert als zu malen. Auch in seinen Tagebüchern liest man nur: «Bedeckt» oder «Blau ins graue gehender Himmel».

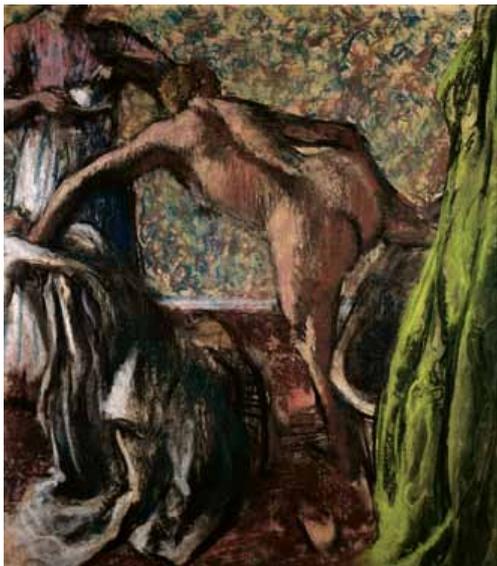
Bonnard galt lange als sehr harmloser Maler. Würden Sie dem widersprechen?

Ja, schon. Weil er überhaupt nicht harmlos ist, wenn es darum geht, wie man Farbe benutzt. Und in der Malerei geht es nun mal hauptsächlich um Farbe. Wenn man ihn nur von den Sujets her sieht, dann vielleicht. Es gibt kein «Guernica» von ihm. Es gibt keinen Kommentar zum Ersten Weltkrieg, es gibt nur ein Bild zum Waffenstillstand – das ist das einzige Bild von ihm, das einen politischen Bezug hat. Alle Krisen des Jahrhunderts kommen bei ihm nicht vor. Aber es kommen Farben vor. Und es kommt die Arbeit mit Farbe vor. Und da ist es sehr aufregend, was man sehen kann. Nicht umsonst ist er für Peter Doig einer der wichtigsten Künstler, und Ellsworth Kelly hat uns im Stil von Bonnard gemalte Jugendwerke geschickt, nur um zu sagen, wie viel er Bonnard verdankt. Für viele Künstler ist Bonnard ein Gott. Interview: Karen N. Gerig

Das ganze Interview unter: [Webcode: @atuqq](#)



Löste einen Skandal aus: Gustave Courbets «L'Origine du Monde». Foto: Getty/Pascal Guyot



Badeszene von Edgar Degas, um 1895–1898. Foto: Robert Bayer/ Fondation Beyeler, Riehen



Erlaubte Nacktheit: «Bathseba im Bade» (1654) von Rembrandt van Rijn. Foto: Peter Willi/Artothek

thologie hervorgehoben werden durfte: Zwar durfte Eva, wie Gott sie soeben erschaffen hatte, neben dem genauso unbedeckten Adam stehen, und Venus schälte sich nackt aus ihrer Muschelschale. Mit Naturgenauigkeit aber hatten diese Darstellungen über lange Zeit bewusst nichts zu tun.

Erst mit der beginnenden Erforschung des Menschen im Sinne neuzeitlicher Naturwissenschaft in der Renaissance wurde die Darstellung des Menschen lebensnäher, wenn auch wieder idealisiert wie in antiken Zeiten. Doch etwas blieb: Schamhaar wurde zum Ornament, wo immer möglich durch ein Zweiglein oder Feigenblatt verdeckt oder gar nicht abgebildet.

Und die alltägliche Frau? Sie hatte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein schamvoll hinter dicken Kleiderschichten, grossen Tüchern oder Decken verborgen zu bleiben.

Neckischer Kunstgriff

Was lag also für die Künstler näher, als eine Ausrede zu suchen, um doch nackte Frauen zu malen? Wenn die alttestamentarische Bathseba, die Mutter König Salomos von Israel, sich ohne Kleider im Bade auf ihren Besuch bei König David vorbereiten durfte und unbestritten anerkannte Künstler wie Rembrandt van Rijn das um 1654 ungestraft auf die Leinwand bannen konnten, dann durften die Maler des 19. Jahrhunderts davon ausgehen, dass an einer sich im Badezimmer waschenden Frau ebenfalls nichts Anstössiges sein konnte.

Frechheit siegt, der Kunstgriff funktionierte. 1865 noch war es, als Edouard Manet mit seiner «Olympia» die Pariser Salongesellschaft aufschreckte. Als «verrucht» betitelte man die Frau, die sich dem Betrachter nackt auf einem Sofa präsentierte, weil sie nicht idealisiert, sondern lebensnah und kompromisslos dargestellt wurde. Venus wurde hier zu einer Prostituierten, die mit ihrem Blick den Betrachter herausfordert.

Nur ein Jahr nach Manet schockte Gustave Courbet das Pariser Publikum mit seinem Gemälde «L'Origine du Monde» – einer fotografisch genauen und naturwissenschaftlich präzisen Darstellung des weiblichen Geschlechts. Courbet hatte den Tabubruch begangen: Er hatte den weiblichen Akt aus seinem Kontext gelöst und nichts als die nackte Wahrheit gemalt. Das Gemälde provozierte Verboete, Empörung und Zensur.

Nackte Frauen, die gefielen

Nur wenige Jahre nach diesen Skandalen begannen Künstler wie Pierre-Auguste Renoir oder Edgar Degas damit, weibliche Modelle zu porträtieren, die baden, sich waschen, abtrocknen oder frisieren. Sie setzten das weibliche Modell mit Erfolg zurück in seinen Kontext. Die explizite Zurschaustellung der Geschlechtsteile einer Frau mit gespreizten Beinen durch Courbet ging der Bourgeoisie deutlich zu weit – die

nackten Frauen aber, die ihre alltägliche Toilette verrichteten, waren dem Publikum genehm.

Verschlossene Türen

Der Unterschied zwischen Courbets unpersönlicher Darstellung eines Frauentorsos und Degas' (oder auch Bonnard's) Akten ist wohl ähnlich gelagert wie jener zwischen Pornografie und erotischen Bildern: Courbets «L'Origine du Monde» fokussiert auf den gesichtslosen Frauenkörper, Degas und Bonnard betten den Körper in einen anscheinend unverfänglichen Kontext ein. Objekt bleibt die Frau in beiden Fällen. «Es ist, als ob man durch ein Schlüsselloch guckt», sagte Degas einst über seine Akte, womit er die voyeuristische Absicht selbst in Worte kleidet. Durch ein Schlüsselloch guckt, wer nicht gesehen werden, aber sehen will. Auch Sexualität spielt sich hinter verschlossenen Türen ab. Bilder, die nur Andeutungen in diese Richtung machen, sind deshalb meist eher in der Lage, die Imagination anzuregen als konkrete Visualisierungen.

Was lag näher, als eine Ausrede zu suchen, um nackte Frauen zu malen?

Bonnard schaute seinen Modellen gerne zu. Er liess sie nicht stillsitzen, sondern herumlaufen, um die Bewegung einzufangen. Und er beobachtete genau. In einigen seiner Bilder setzt er sich zudem selbst diskret in Szene: In «Nu dans la baignoire» etwa erscheint er als männliche Silhouette, in «Le Grand Nu bleu» erinnert er an angewinkeltes Knie am linken unteren Bildrand an seine Präsenz. Durch den ins Bild gerückten männlichen Gegenpart erhalten die ansonsten zurückhaltend beobachteten Szenen ein deutlich sexuell konnotiertes Element.

Besessen von der Farbe

Trotzdem darf man Bonnard und seinen vielen badende Frauen malenden Kollegen wohl nicht nur erotische Motivation unterstellen. Bonnard war besessen von der Malerei, er war besessen von Farbe und deren Wirkung. Mehrere seiner Gemälde zeigen Frauen, die reglos in der Badewanne liegen, ihr Körper umspült von klarem Wasser. Der Voyeur hat sich hier in sein künstlerisches Innerstes zurückgezogen: Der Blick des Malers konzentrierte sich weniger auf die Rundungen des Modells als auf die Farbveränderungen und Reflexe, die das sich im Wasser brechende Licht hervorruft. Seine grossen Badewannenakte sind der Triumph von Farbe gewordenem Licht; man darf sie als Höhepunkt seines Schaffens bezeichnen. [Webcode: @atuq](#)

Die Bonnard-Ausstellung in der Fondation Beyeler wird am Sonntag, 29. Januar, eröffnet und läuft bis zum 13. Mai 2012.

Was läuft wo?

Täglich aufdatierte Kulturagenda mit Veranstaltungen aus der ganzen Schweiz – auf tageswoche.ch

FREITAG
27.1.2012

AUSSTELLUNGEN

Anatomisches Museum der Universität Basel
Die verschiedenen Gesichter des Gesichts
Pestalozzistr. 20, Basel

Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig
Sex, Drugs und Leierspiel
St. Alban-Graben 5, Basel

Cargo Kultur Bar
Türme & Quadrate
St. Johannis-Rheinweg 46, Basel

Cartoonmuseum Basel
How to Love
St. Alban-Vorstadt 28, Basel

Galerie Carzaniga
Max Kämpf / Jean Villard / Ernesto Schiess
Gemsberg 8, Basel

Galerie Eulenspiegel
Manfred E. Cuny
Gerbergässlein 6, Basel

Galerie Gisèle Linder
Philipp Goldbach
Elisabethenstr. 54, Basel

Galerie HILT
Regula Mathys-Hänggi
Freie Str. 88, Basel

Galerie Mäder
Susanne Lyner
Claragraben 45, Basel

Graf & Schelble Galerie
Heinrich Gohl
Spalenvorstadt 14, Basel

KUNST.part
[un]durchsichtiges
Spalenberg 30, Basel

Kunsthalle Basel
Week
Steinenberg 7, Basel

Kunstmuseum Basel
Malerei auf Papier – Josef Albers in Amerika
St. Alban-Graben 16, Basel

Museum Tinguely
Robert Breer
Paul Sacher-Anlage 2, Basel

Museum der Kulturen
Chinatown / On Stage – Die Kunst der Pekingoper
Münsterplatz 20, Basel

Museum für Gegenwartskunst
Karlheinz Weinberger / Tim Rollins & K.O.S.
St. Alban-Rheinweg 60, Basel

Naturhistorisches Museum Basel
Knochenarbeit
Augustinerstrasse 2, Basel

Nicolas Krupp Contemporary Art
Markéta Othová
Rosentalstr. 28, Basel

Parzelle403
Entlang der Mauer
Unterer Heuberg 21, Basel

Wochenstopp

9. Lyrikfestival Basel

Nora Gomringer schlägt mit dem Mundwerk zu.
Von Corinna Virchow

«Einen Baum pflanzen / Darauf ein Haus bauen / Da rein ein Kind setzen / Das Kind zweisprachig anschreien.»

Die das gedichtet hat, heisst Nora Gomringer, ist Schweizerin und Deutsche, in mehreren Sprachen daheim und versteht sich vorzüglich darauf, die Dramen und Freuden ihrer Generation so in laute Worte zu fassen, dass sie einem das Herz entzweibrech und zugleich versöhnen.

Nora Gomringer ist 1980 geboren, hat mit acht ihr erstes Gedicht geschrieben, später sehr viel mehr und erhält seit ein paar Jahren dafür alle möglichen grossen Preise, die im deutschsprachigen Raum in der Lyrik zu vergeben sind. Ihre literaturgesättigten und hintersinnigen Texte handeln von Liebe, Lust, Verlust und Erinnerung; von Reise und Fremdheit und Sprache; davon, dass auch Nora Gomringer Eltern hat, sehr kluge Eltern, und davon dass sie Tochter ist, anders und ähnlich.

Nora Gomringer murmelt, während sie ihre Sprechtexte verfasst, ist eine Schriftstellerin, die über Jahre die deutschsprachige Poetry-Slam-Szene mitbestimmt hat und, wie sie uns mitteilt, nun «mit Bildgedichten und Collage-Texten zur Buchseite zurückkehrt. Das aber mit dem grösseren Verständnis und der wachen Freude über die Mündlichkeit allen Schreibens.»

Entsprechend gross ist das Glück, sie vortragen zu sehen und zu hören mit dieser Stimme, die singt und rauh sein kann, strahlend und ruppig zum Fürchten, und die Sprech-Sängerin und Gesprochenes ver-

schmelzen lässt. So trägt «Nora Gomringer vor, was Nora Gomringer zum Teil deswegen aufgeschrieben hat, damit sie sich an ein Detail, einen Geschichtspartikel ihrer eigenen Wahrnehmungsrealität erinnert.» Und das Gänsehaut erzeugend authentisch.

Davon kann man sich am Eröffnungsabend des 9. Lyrikfestivals im Basler Literaturhaus überzeugen, wo die Dichterin aus Bamberg gemeinsam mit dem Jazz-Perkussionisten Günter Baby Sommer auftreten wird.

Im Anschluss an ihre Lyrikperformance diskutieren Gomringer, Sommer und der Rapper Greis unter der Moderation von Eric Facon über das Verhältnis von Rap und Lyrik, über die Rolle des Schlagzeugs als Verstärker oder Illustrator der rhythmisierten Sprache und über das geschriebene Wort im Unterschied zum freien rhythmischen Sprechen. Greis wird den ersten Abend des Lyrikfestivals eröffnen: Er hat mit Schülerinnen und Schülern des Gymnasiums Oberwil einen viertägigen Schreib-, Diskussions- und Performance-Workshop abgehalten und wird die Ergebnisse vor Gomringers Auftritt vorstellen.

Webcode: @assfy

Freitag, 27. Januar:
Rapper Greis, 17–18.15 Uhr.
Nora Gomringer, Günter B. Sommer, 19.30 Uhr.
Anschliessend Podiumsdiskussion.
Das Festival dauert bis Sonntag, 29. Januar.
Detailliertes Programm unter www.literaturhaus-basel.ch



Tritt am Basler Lyrikfestival auf: Nora Gomringer aus Bamberg. Foto: Anny Maurer/zVg

Puppenhausmuseum
Brillen / Viktorianische Weihnachten
Steinenvorstadt 1, Basel

Raum für Kunst, Literatur und Künstlerbücher
Lucie Müller: Bilder, Zeichnungen, Objekte
Totengässlein 5, Basel

Stampa
Marcel Odenbach
Spalenberg 2, Basel

Tony Wuethrich Galerie
Markus Gadiant
Vogesenstr. 29, Basel

Von Bartha Garage
Bernar Venet
Kannenfeldplatz 6, Basel

Zum Isaak
Schichten
Münsterplatz 16, Basel

balzerARTprojects
Malerei ist das Anbringen von Farbe
Riehentorstr. 14, Basel

mitart
Peekaboo
Reichensteinerstr. 29, Basel

ok: aktuelle Kunst aus Basel
Aktion
Klybeckstrasse 29, Basel

Forum Würth Arlesheim
LichtRäume
Dornwydenweg 11, Arlesheim

Kulturforum Laufen
Angeschaut
Seidenweg 55, Laufen

Museum am Burghof
90 Jahre – Ein Künstlerleben
Basler Strasse 143, Lörrach

Sprützhüli Kulturforum
Rostspuren – Coloured Oxidations
Hauptstrasse 32, Oberwil

Fondation Beyeler
Dali, Magritte, Miró – Surrealismus in Paris
Baselstr. 101, Riehen

Galerie Henze & Ketterer & Triebold
Bernhard Schultze
Wettsteinstr. 4, Riehen

Galerie Mollwo
Gillian White – Skulpturen
Gartengasse 10, Riehen

Vitra Design Museum
Die Alchemie des Alltags
Charles-Eames-Str. 1, Weil am Rhein

Aargauer Kunsthau
Blick / CARAVAN 1/2012: Daniel Karrer / Roman Signer / Winterwelten
Aargauerplatz, Aarau

Historisches Museum Bern
Mord und Totschlag. Eine Ausstellung über das Leben
Helvetiaplatz 5, Bern

Kunstmuseum Bern
Amiet / Mysterium Leib / Passion Bild
Hodlerstr. 12, Bern

Museum für Kommunikation
Warnung: Kommunizieren gefährdet
Helvetiastr. 16, Bern

Zentrum Paul Klee
Eiappopeia. Das Kind im Klee / Paul Klee. übermütig / über Glück
Monument im Fruchtländ 3, Bern

raum
Carlo Laeri: Malerei Collagen Bücher
Militärstr. 60, Bern

Kleintheater
Ruedi Häusermann
Bundesplatz 14, Luzern

FREITAG 27.1.2012

Kunstmuseum Luzern
ESCH, Ernst Schurtenberger /
Jahresausstellung Zentralschweizer
Kunstschaffenden 2011
Europaplatz 1 (KKL Level K), Luzern

Kunsthau Zürich
Bilderwahl! Encoding Reality
/ Landschaft und Pastell
Heimplatz 1, Zürich

Landesmuseum Zürich
C'est la vie. Pressebilder seit
1940 / Schöne Seiten
Museumstr. 2, Zürich

THEATER

5 Joor Fasnachtskiechli 2012
Vorfasnachtsveranstaltung mit Almi
& Salvi
Scala, Freie Str. 89, Basel. 20 Uhr

**Die Eroberung der
Prinzessin Turandot**
Zum Schwarze Gyger
Baselditschi Bihni, Kellertheater
im Lohnhof, im Lohnhof 4,
Basel. 20.15 Uhr

Elisabeth
Die wahre Geschichte der Sissi
Musical Theater, Feldbergstr. 151,
Basel. 19.30 Uhr

Kamillentee für Brumm
Figurentheater Margrit Gysin
Vorstadtheater, St. Alban-Vorstadt 12,
Basel. 10.30 Uhr

Anzeigen

THEATER BASEL

— www.theater-basel.ch —

Mimösi 2012 – «Ai gross Gschnäder»
Eine köstliche Fasnachtsrevue
Häbe Theater, Klingentalstrasse 79,
Basel. 19.30 Uhr

Pfyfferli 2012
Vorfasnachtsveranstaltung
«Das Bijou der Basler Fasnacht»
Theater Fauteuil-Tabouretti,
Spalenberg 12, Basel. 20 Uhr

S'Ridicule 2012
Die poetische Vorfasnachts-
veranstaltung der Helmut Förnbacher
Theater Company
Förnbacher Theater,
Schwarzwaldallee 200, Basel. 20 Uhr

**Stock und Stein –
Eine Räubergeschichte**
Theater XL
Basler Marionetten Theater,
Münsterplatz 8, Basel. 20 Uhr

**Wir sind noch einmal
davongekommen**
Schauspielhaus, Steinentorstr. 7,
Basel. 20 Uhr

Wirrlete 2012
Vorfasnachtsveranstaltung von und
mit D. Buser, W. Niedermann &
R. Suter
Theater Fauteuil-Tabouretti,
Spalenberg 12, Basel. 20 Uhr

Anzeigen

Samstag 20 Uhr
«Mauricio, Dieter, Sylvano, Luciano et les autres» – Théâtre Musical
Markante und repräsentative Stücke aus dem Musiktheater. Die Musiker werden
zu Performern und begegnen ihren Instrumenten auf noch nie dagewesene Weise

Donnerstag 20 Uhr
«persephassa» – Schlagzeugensemble Hochschule für Musik Basel
Werke für sechs Schlagzeuger von Gerard Grisey, Wolfgang Rihm, Iannis Xenakis

GARE DU NORD

Kapelle Eidg. Moos
ein musikalischer Balanceakt
Kleintheater, Bundesplatz 14,
Luzern. 20 Uhr

Der gute Mensch von Sezuan
Theater Neumarkt, Neumarkt 5,
Zürich. 20 Uhr

Der ideale Mann
Schauspielhaus Zürich.
Schweizerische Erstaufführung
Schauspielhaus Pfauen,
Rämistrasse 34, Zürich. 20 Uhr

Hate Radio
Produktion des International Institute
of Political Murder (IIPM)
Migros-Museum für
Gegenwartskunst, Albisriederstr.
199A,
Zürich. 19 Uhr

Krieger des Regenbogens
Ferruccio Cainero
Keller62, Rämistrasse 62,
Zürich. 20 Uhr

Roche'n'Jazz
Cléber Alves-Ventos do Brasil. In
Zusammenarbeit mit der Hochschule
für Musik, Abteilung Jazz
Museum Tinguely,
Paul Sacher-Anlage 2, Basel. 16 Uhr

Tav Falco & Panther Burns
Aftershow: Muddy River Ya Yas
Kaserne, Klybeckstrasse 1b,
Basel. 22 Uhr

**Zatokrev, Preamp Disaster,
When Icarus Falls**
Restaurant Hirschenek,
Lindenberg 23, Basel. 22.15 Uhr

scratches
Waggonkultur
Aktienmühle, Gärtnerstrasse 46,
Basel. 20.30 Uhr

Dystera & Arcanum
Sissy's Place, Muttenerstr. 17,
Birsfelden. 20 Uhr

Flo & Leos Jamssession
+ Opening Band
1. Stock, Walzwerk, Tramstr. 66,
Münchenstein. 20 Uhr

Kiss Forever Band
Galery, Rüteweg 9, Pratteln. 19 Uhr

Stress
Rap
Tour 2012. & M.A.M.
ZT, Kraftwerkstr. 4, Pratteln. 20 Uhr

Berner Rap Nacht 2012
Baze, Lo & Leduc, Churchhill, Webba,
Samoon. Afterparty: DJ Noiseberg
ISO, Neubrückstr. 10, Bern. 21 Uhr

Fränk
Mundart-Rock
CD-Taufe
Mahogany Hall, Klosterlistuz 18,
Bern. 21 Uhr

Michael von der Heide
Pop
Erstmals präsentiert Michael von
der Heide ein Album komplett in
Französisch!
ONO, Kramgasse 6, Bern. 20 Uhr

Alpha Kid
Electronica
CD Release Concert feat. Gaia
Treibhaus, Spelterinweg 4,
Luzern. 21 Uhr

Sep7ember
Hardpop
Support: The Real Maynuts
Schüür, Tribschenstr. 1,
Luzern. 21 Uhr

WML presents BrainRape
Live! Marash, Hip-Hop Konzert,
Plattentaufe.
Bar 59, Industriestr. 5,
Luzern. 22 Uhr

Da Cruz
Brazil, Electro, Rock, World
Moods, Schiffbaustrasse 6,
Zürich. 20.30 Uhr

Palkomski
Gypsy-Punk
Album Release Tour 2012
Helsinki Klub, Geroldstrasse 35,
Zürich. 21.30 Uhr

PARTY

5 Rhythms Wave
Latin
Tanzpalast, Güterstr. 82,
Basel. 19.30 Uhr

Before
House, R&B
The Venue, Steinenvorstadt 58,
Basel. 22 Uhr

Bonvoyage Session
Partytunes
Cargo Kultur Bar, St. Johannis-
Rheinweg 46, Basel. 21.30 Uhr

Braviragazzi
Old School
DJs Soulchild, Bazooka
Atlantis, Klosterberg 13, Basel. 23 Uhr

Brazilian Touch
Latin, Samba – DJ Negao
Singerhaus, Am Marktplatz 34,
Basel. 23 Uhr

Chandler's House
House
DJs Kerri Chandler, Le Roi, Junior B.,
Ray Jones
Nordstern, Voltastr. 30, Basel. 23 Uhr

DJs Miss Brownsugar & Miky Merz
Acqua-Lounge, Binningerstr. 14,
Basel. 22 Uhr

Disco vs Salsa
Disco, Salsa
DJ Carlos Rivera
Bar Rouge, Messeplatz 10,
Basel. 22 Uhr

Friday Is Fame Day
80s, Charts, Latin, Partytunes
DJ Branco
Fame, Clarastr. 2, Basel. 22 Uhr

Glory Hazel Release Party
Soul
DJs Boogie Pilots, Charly Waste,
Peter Penis, Stiebeltron
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81,
Basel. 21.30 Uhr

**Junksound presents
DJ Cari Lekebusch**
Minimal, Techno
Weitere DJs: TonTon, Jan Hovind,
Dominik Auderset, Baschi Schuub,
Mary C. Jane, Marcel Warren
Borderline, Hagenastr. 29,
Basel. 22 Uhr

Latino Night
Hip-Hop, Latin, Merengue
DJ Flow
Dancing Plaza Club, Riehenring 45,
Basel. 22.30 Uhr

Neon Circus
Disco, Electro, Folk, Grunge
DJ Mannequins We Are, She DJ Catz
Kuppel, Binningerstr. 14, Basel. 23 Uhr

Anzeigen

WINTERGÄSTE 2012

THEODOR FONTANE STINE

SO | 29.1.2012 | 11.00 Uhr – Burghof Lörrach | 16.30 Uhr – Palazzo Liestal
mit Chantal Le Moign, Marie Jung und Stefan Saborowski

Konzeption und Realisation: Marion Schmidt-Kumke

Vorverkauf & Info: www.burghof.com | www.kulturelles.bl.ch BURGHOF

- The Fairy Queen Choreografie:**
Richard Wherlock
 Theater Basel, Theaterstr. 7, Basel. 20 Uhr
- Don't Touch**
 Über das Tabu des Scheiterns
 H95 Raum für Kultur,
 Horburgstr. 95, Basel. 20 Uhr
- Subterranean Winds –**
Vents Souterrains
 Theater Roxy, Muttenserstr. 6,
 Birsfelden. 20 Uhr
- Lonesome Birds» / «naturalcauses**
 Festival: Heimspiel 2012
 Dampfzentrale, Marzlistrasse 47,
 Bern. 20 Uhr
- Dornröschen**
 Opernhaus Zürich
 Opernhaus, Theaterplatz 1,
 Zürich. 19 Uhr
- Durchzug**
 25 Jahre Tanz in Zürich
 Tanzhaus Zürich,
 Wasserwerkstrasse 129,
 Zürich. 20 Uhr
- Kafana**
 Tanztheater meets Balkan Music
 Theater Rigiblick,
 Germaniastrasse 99, Zürich. 20 Uhr
- Stomp – Fresher! Faster! Funnier!**
 Theater 11, Thurgauerstr. 7,
 Zürich. 19.30 Uhr

OPERA

- Orpheus in der Unterwelt**
 Opéra-bouffon in zwei Akten und vier
 Bildern
 Stadttheater Bern,
 Kornhausplatz 20, Bern. 19.30 Uhr

COMEDY

- Matthias Deutschmann**
 «Solo 2012». Ein Programm von
 satirischer Qualitätsarbeit
 Teufelhof Theater,
 Leonhardsgraben 49,
 Basel. 20.30 Uhr
- Martin Luding**
 Hi Dad! –
 «Caveman für Fortgeschrittene»
 Burghof, Herrenstr. 5, Lörach. 20 Uhr

VORTRAG/LESUNG

- Albert Steffen und die**
Schönen Wissenschaften
 Vortrag von Heinz Matile
 Goetheanum, Rüttiweg 45,
 Dornach. 20.15 Uhr
- Beziehungsweisen heute**
 Goetheanum, Rüttiweg 45,
 Dornach. 20 Uhr

DIVERSES

- 9. Internationales**
Lyrikfestival Basel
 27.-29. Januar 2012
 Rapper Greis mit Schülerinnen und
 Schülern des Gymnasiums Oberwil
 Literaturhaus Basel,
 Barfüssergasse 3, Basel. 17 Uhr
- 9. Internationales**
Lyrikfestival Basel
 27.-29. Januar 2012
 Nora Gomringer (Lyrik-Performerin)
 & Günter Baby Sommer (Jazz-
 Perkussionist)
 Literaturhaus Basel,
 Barfüssergasse 3, Basel. 19.30 Uhr

Lichtspiele

Gestorben wird immer

Derzeit steht gleich in drei Kinofilmen das Sterbebett im Zentrum. Welchen sollte man (er-)leben? Von Hansjörg Betschart



Angst vor Verlusten: «Amador» ist tot, Pflegerin Marcela fürchtet die Arbeitslosigkeit. Foto: zVg/Xenix Films

Dreimal ist der Tod zu Gast, dreimal gerät eine Familie in Not. Einmal im amerikanischen Wohlstand. Einmal in spanischer Armut. Einmal im deutschen Sozialstaat. Drei Filme, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Einmal pflegt eine Gehilfin. Einmal eine Familie. Einmal die Automaten.

In «Amador» pflegt Marcela den einsamen Amador. Sie braucht das Geld. Für das Kind, das sie im Bauch trägt. Kaum öffnet sich ihr Blick auf das Leben des Sterbenden, stirbt Amador. Sie pflegt ihn weiter, weil sie sonst ihren Job verliert. Lebendig wird er davon nicht. Trotzdem findet sich eine Lösung. Aber die stinkt – vorerst.

In «Halt auf freier Strecke» hat Frank Lange noch zwei Wochen zu leben. Hier pflegt die ganze Familie, geht mit Papa durch die Wechselbäder von Verzweiflung und Vaterfreuden. Das Filmprojekt ist einzigartig: Hier treffen Experten des Sterbens auf Experten der Darstellung des Sterbens. Die Ärzte sind echt. Sie wissen, wovon sie reden! Die Schauspieler sind auch echt. Echt grandios! Sterben kann sogar komisch sein. Hier sitzt der kleine Sohn am Bett und fragt Papa: «Stimmt das, dass du stirbst?» «Ja.» – «Krieg ich dann dein iPhone?»

In «Descendants» sehen wir uns an George Clooneys Anfänge in der Spitalserie «Emergency Room» erinnert. Wie wenig

ihm als Menschendarsteller einfällt, sieht man in diesem Film, wenn er ans Sterbebett tritt, um seiner Frau vorzuwerfen, dass sie ihn betrogen hat. TV-Unterhaltung für die gehobene Oberfläche. Immerhin verbirgt Clooney nicht, dass ein guter Entertainer in ihm steckt: Wenn er den Liebhaber seiner Frau trifft, darf man auch mal schauspielerische Raffinesse sehen.

Sie haben also die Wahl: oben, Mitte, unten: Beginnen Sie mit knallhartem Humor und Realitätssinn in «Halt auf freier Strecke»? Ist Ihnen eher nach dem leichten Wohlstandshumor von «Descendants»? Oder steigen Sie lieber in die Passionsgeschichte des prekären Lebens ein und folgen einer Frau in ihrer Verzweiflung?

«Amador» geht mit Beharrlichkeit durchs Fegefeuer. «Halt auf freier Strecke» sucht nach den Kräften des Zusammenhalts einer Familie. Und «Descendants» zeigt, wie arm die Welt der Reichen sein kann.

Ich schlage vor, Sie gehen in alle drei. Oder rennen hin und her. Von Kunst zu Künstlichkeit. Was dazwischen mit Ihnen passiert, ist Leben. Das sollten wir nicht vergessen. **Webcode: @assyd**

Die «Lichtspiele» von Hansjörg Betschart gibt es auch als Blog auf blogs.tageswoche.ch

SAMSTAG

28.1.2012

AUSSTELLUNGEN

- Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig**
 Sex, Drugs und Leierspiel
 St. Alban-Graben 6, Basel
- Cargo Kultur Bar**
 Türme & Quadrate
 St. Johanns-Rheinweg 46, Basel
- Cartoonmuseum Basel**
 How to Love
 St. Alban-Vorstadt 28, Basel
- Galerie Carzaniga**
 Max Kämpf / Jean Villard /
 Ernesto Schiess
 Gernsberg 8, Basel
- Galerie Eulenspiegel**
 Manfred E. Cuny
 Gerbergässlein 6, Basel
- Galerie Gisèle Linder**
 Philipp Goldbach
 Elisabethenstr. 54, Basel
- Galerie HILT**
 Regula Mathys-Hänggi
 Freie Str. 88, Basel
- Galerie Mäder**
 Susanne Lyner
 Claragraben 45, Basel
- Graf & Schelble Galerie**
 Heinrich Gohl
 Spalenvorstadt 14, Basel
- Guillaume Daeppen**
 Sabine Wannenmacher
 Müllheimerstrasse 144, Basel
- Hebel 121**
 Mitsunori Kurashige
 Hebelstrasse 121, Basel
- KUNST.part**
 [un]durchsichtiges
 Spalenberg 30, Basel
- Kunsthalle Basel**
 Week / When You Leave,
 Walk Out Backwards, So I'll
 Think You're Walking in
 Steinenberg 7, Basel
- Kunstmuseum Basel**
 Malerei auf Papier –
 Josef Albers in Amerika
 St. Alban-Graben 16, Basel
- Museum Kleines Klingental**
 Himmelstür
 Unterer Rheinweg 26, Basel
- Museum Tinguely**
 Robert Breer
 Paul Sacher-Anlage 2, Basel
- Museum der Kulturen**
 Chinatown / On Stage –
 Die Kunst der Pekingoper
 Münsterplatz 20, Basel
- Museum für Gegenwartskunst**
 Karlheinz Weinberger /
 Tim Rollins & K.O.S.
 St. Alban-Rheinweg 60, Basel
- Naturhistorisches Museum Basel**
 Knochenarbeit
 Augustinergasse 2, Basel
- Nicolas Krupp Contemporary Art**
 Markéta Othová
 Rosentalstr. 28, Basel
- Puppenhausmuseum**
 Brillen / Viktorianische Weihnachten
 Steinvorstadt 1, Basel
- Raum für Kunst, Literatur**
 und Künstlerbücher
 Lucie Müller: Bilder,
 Zeichnungen, Objekte
 Totengässlein 5, Basel

THEATER

- 5 Joor Fasnachtskiechli 2012**
Vorfasnachtsveranstaltung mit Almi & Salvi
Scala, Freie Str. 89, Basel. 20 Uhr
- Ali Baba und die 40 Räuber**
Basler Kindertheater,
Schützengraben 9, Basel. 15 Uhr
- Das Gemälde**
Kleinkunsthöhle Rampe,
Byfangweg 6, Basel. 20 Uhr
- Die Eroberung der Prinzessin Turandot**
Zum Schwarze Gyger
Baseldtyschi Bihni, Kellertheater
im Lohnhof, Im Lohnhof 4,
Basel. 20.15 Uhr
- Elisabeth**
Die wahre Geschichte der Sissi
Musical Theater, Feldbergstr. 151,
Basel. 14.30 & 19.30 Uhr
- Empire V.**
Schweizer Erstaufführung
Theater Basel, Theaterstr. 7,
Basel. 20.15 Uhr
- Frau Holle**
Das Ensemble der
Fauteuil-Märchenbühne
Theater Fauteuil-Tabourettl,
Spalenberg 12, Basel. 14 Uhr
- Glaibasler Charivari 2012**
Volkshaus, Rebegasse 12, Basel. 20 Uhr
- Hi-Hi-Hilfe! Kommissar Spüürli's neuster Fall**
Fasnachtsbändeli 2012
Theater Arlecchino,
Amerbachstrasse 14, Basel. 14.30 Uhr
- Kamillentee für Brumm**
Figurentheater Margrit Gysin
Vorstadttheater,
St. Alban-Vorstadt 12, Basel. 15 Uhr
- Lo Stimolatore Cardiac**
Una soluzione transitoria con
soprattitoli in tedesco. Uraufführung
Theater Basel, Theaterstr. 7,
Basel. 20 Uhr
- Mimösi 2012 - «Ai gross Gschnäder»**
Eine köstliche Fasnachtsrevue
Häbse Theater, Klingentalstrasse 79,
Basel. 19.30 Uhr
- Pfyfferli 2012**
Vorfasnachtsveranstaltung
«Das Bijou der Basler Fasnacht»
Theater Fauteuil-Tabourettl,
Spalenberg 12, Basel. 18 Uhr
- S'Ridicule 2012**
Die poetische Vorfasnachts-
veranstaltung der Helmut Förbacher
Theater Company
Förbacher Theater,
Schwarzwaldallee 200, Basel. 20 Uhr
- S'Hexewäldli**
Eine Produktion von Figurentheater
Claudine Kölbener (Appenzel)
Basler Marionetten Theater,
Münsterplatz 8, Basel. 15 Uhr
- Wirrlete 2012**
Vorfasnachtsveranstaltung von und
mit D. Buser, W. Niedermann &
R. Suter
Theater Fauteuil-Tabourettl,
Spalenberg 12, Basel. 20 Uhr
- Die sieben Fohlen**
Farbiges Transparentbilderspiel.
Norwegisches Märchen
Goetheanum, Rüttiweg 45,
Dornach. 15 Uhr
- Szenen aus Hiram und Salomo**
Goetheanum, Rüttiweg 45,
Dornach. 20 Uhr

Leibspeise Mais in Kugeln

Heute im Montagsplausch von Gäbi Tenger & Beni Leuzinger:
Maiskugeln nach Art des altehrwürdigen «Hübeli».

In den letzten Monaten des alten «Hübeli» hatte Beni die Ehre, einige Male unter Peter Kaderli servieren zu dürfen. Dies dank seines Bruders Tobias, der fast schon zum Inventar des «Hübeli» gehörte. Das «Hübeli» an der Hegenheimerstrasse war für Beni schon in seiner Jugend die Belohnung für überdurchschnittlich gute Zeugnisse (was eigentlich kaum vorkam) oder sonstige grosse Ereignisse. In den letzten Tagen half er Pesche beim Aufräumen. Dabei nutzte er die Gelegenheit, Pesche das Rezept für seine Lieblingsbeilage, die «Maiskugeln», zu entlocken.

Polenta hat mindestens so viele Liebhaber wie Gegner. Oft wird sie wegen der zum Teil doch recht zeitraubenden Zubereitung geschmäht. Andere tun sie als pappige Beilage ab. Zu Unrecht! Unser Maiskugeln-Rezept hat schon einige Gäste eines Besseren belehrt.

Zudem lässt sich dieser ideale Saucen-Begleiter ohne Weiteres bis zu einen Tag im Voraus zubereiten.

Maiskugeln à la façon «Hübeli» als Beilage für ca. 6 Personen:
0,5 l Milch und 0,5 l Wasser zum Kochen bringen, salzen. 180 g grobkörnigen Mais hineingeben und liebevoll unter dauerndem Rühren gar kochen (zirka 30 Minuten).

Eine Frühlingszwiebel, Petersilie und Knoblauch in reichlich Butter kurz andämpfen und mit einer Handvoll Parmesan unter den Mais mischen. Im Kühlschrank abkühlen lassen, bis die Masse fest wird. Mit einem Glacelöffel Kugeln formen und in einer Auflaufform verteilen. Wenig Rahm und nochmals etwas Parmesan darüberstreuen und mit Pfeffer und Salz würzen, bei 200 Grad zirka 15 Minuten überbacken.

Nachkochen, eigene Meinung bilden und diese auf dem Blog posten.
Webcode: @atntg

Gabriel Tengens und Benjamin Leuzingers «Montagsplausch» finden Sie unter blogs.tagesswoche.ch



Runde Sache: Maiskugeln à la façon «Hübeli».

Foto: Gabriel Tenger

- Die kahli Sängerin**
Ein absurd-musikalischer
Sprachaufenthalt für Klein und Gross.
Reif & Grün Basel
Theater Palazzo, am Bahnhofplatz,
Liestal. 17 Uhr
- Kapelle Eidg. Moos**
ein musikalischer Balanceakt
Kleintheater, Bundesplatz 14,
Luzern. 20 Uhr
- Wer hat Angst vor Virginia Woolf?**
Theatertag
Luzerner Theater,
Theaterstrasse 2,
Luzern. 19.30 Uhr

- Der gute Mensch von Sezuan**
Theater Neumarkt, Neumarkt 5,
Zürich. 20 Uhr
- Hate Radio**
Produktion des International Institute
of Political Murder (IIPM)
Migros-Museum für
Gegenwartskunst, Albisriederstr.
199A,
Zürich. 19 Uhr
- Sturm**
Gastspiel des Burgtheaters Wien
Schauspielhaus Pfauen,
Rämistrasse 34, Zürich. 20 Uhr

- Von der Kürze des Lebens**
ein Abgang mit kraut_produktion
letzte Vorstellung bis im Juni
Rote Fabrik, Seestr. 395,
Zürich. 20 Uhr

POP/ROCK

- Gilles Furtwängler & Anne Rochat / Quynh Dong & Niklaus Erismann / Axelle Stiefel / Aline Zeltner**
New Jersey, Hünigerstrasse 18,
Basel. 19 Uhr

- India meets Jazz**
Vijay Iyer Trio - offbeat Series
Schauspielhaus, Steinentorstr. 7,
Basel. 20.15 Uhr
- Lack of Afro**
Funk
Support: DJs Whookpack,
Pun & Rainer
Kaserne, Klybeckstrasse 1b,
Basel. 23 Uhr
- Firemoon & Deep Sun**
Sissy's Place, Muttenserstr. 17,
Birsfelden. 20.30 Uhr
- Biomill - Alternative Rock**
The Sedan Vault, Last Leaf Down,
Violent Radio
Biomill, Delsbergerstrasse 177,
Laufen. 21 Uhr
- 24h of Tim & Puma Mimi**
Concrete, J-POP
Helsinki Klub, Geroldstrasse 35,
Zürich. 12.12 Uhr
- 28. Internationales Country Music Festival**
Festival
Dwayne & Texmexplosion, Shawn
Sahm & The Tex Mex Experience.
Festival Opening
Schützenhaus Albisgütli,
Uetlibergstrasse 341,
Zürich. 19.30 Uhr
- Band of Skulls**
Alternative, House, Rock
+ Support
Mascotte, Theaterstr. 10,
Zürich. 19.30 Uhr
- Delilahs**
Alternative Rock, Powerpop
Plattentaufe. Special Guest: Admiral
James T.
Restaurant Viadukt,
Viaduktstr. 69/71, Zürich. 21 Uhr
- Erika Stucky & Sina**
Folk, Jazz, Mundart, Pop
«Toluheischis Vorläubu»
Moods, Schiffbaustrasse 6,
Zürich. 20.30 Uhr
- Mastodon**
Special Guest: Red Fang
X-tra, Limmatstr. 118,
Zürich. 19 Uhr
- Roy and the Devils**
Motorcycle & Kill It Kid
Americana, Blues, Grunge
Rote Fabrik, Seestr. 395,
Zürich. 21.30 Uhr

PARTY

- 4viertel**
Funk, Hip-Hop
DJs Steel, Larry King, Giddla
Sudhaus, Burgweg 15, Basel. 22 Uhr
- A Night of Fame**
80s, Charts, House, Partytunes
Fame, Clarastr. 2, Basel. 22 Uhr
- Antz in the Pantz:**
Lack of Afro DJ-Set Uk
Soul
DJs Rainer, Whookpack, Pun
Kaserne, Klybeckstrasse 1b,
Basel. 23 Uhr
- Balztanz presents Bar25 Nacht**
House, Minimal, Techno
DJs Dirty Doering, Britta Arnold,
Mira, Herzschwester, S. Stohler,
Mehmet Aslan, Michael Berzolly,
Diskomurder
Hinterhof, Münchensteinerstr. 81,
Basel. 22 Uhr
- Beat It**
80s, 90s
DJ Jean Luc Piccard
Atlantis, Klosterberg 13, Basel. 23 Uhr

SAMSTAG 28.1.2012

Best Saturday Night Tunes
House, R&B
The Venue, Steinenorstadt 58,
Basel. 22 Uhr

Subscribe Vol.2 feat. DJ Bulldogs Live
Drum'n Bass, Dubstep
Weitere DJs: Dublic Enemy,
Dorincourt, TR3lux, The Architects
Kuppel, Binningerstr. 14,
Basel. 21.30 Uhr

Hardcore Italy - The Swiss Invasion!
Hardcore
DJs Mad Dog, The Stunned Guys,
Anime, Nico E. Tetta, Jns Dt Team,
Apathy, Dms, Devran, Core Kracker,
E.X.E.C.U.T.E, Desastmasta,
Audiofreak, Full Steam, Niob,
The One Man Army, Little Buddha,
Band: Art of Fighters
Borderline, Hagenastr. 29,
Basel. 22 Uhr

Ice Ice Baby Floor 1
Electro, House
DJ Döschde
CU Club, Steinentorstr. 35,
Basel. 23 Uhr

Muschi House & Mash Up
House, Mash Up, Partytunes
DJs Little Martinez, Fiume Junior,
Cem Demir, Aurelio De Marsico, Jaser
Mushkolaj, Seve Ische, Bastian Vogt
E-Halle-Lounge, Erlenmattstr. 5-11,
Basel. 22 Uhr

Oriental, House, Hip-Hop, R&B, Reggaeton
Hip-Hop, House, Oriental
DJ Dlo
Harrem, Steinentorstrasse 26,
Basel. 20 Uhr

Soul Sugar Love
Classics, R&B, Soul
DJ Creep feat Maneak -
Singerhaus, Am Marktplatz 34,
Basel. 23 Uhr

Soulsation
Café Del Mar, Steinentorstr. 30,
Basel. 22 Uhr

Anzeigen

Anzeigen

DJ Super Flu
House, Minimal, Techno
Weitere DJs: Danielson, Norbert.to,
Gin Tonic Soundsystem, Oliver Aden,
Luis Cruz, Simon Lemont, Weibelino,
Kilemter, Gruter, Deepwave,
Spiess'n'Schiffer, Valentin Jahn
Das Schiff, Westquaistr. 19,
Basel. 22.30 Uhr

Traffic
House, Techno
DJs Onur Özer, Andrea Oliva,
Oliver K., Nik Frankenberg
Nordstern, Voltastr. 30, Basel. 23 Uhr

Odddjs
Acqua-Lounge, Binningerstr. 14,
Basel. 22 Uhr

Party Total
80s, 90s, Mash Up, Partytunes
DJs Caipei, Fix, Intrafic, Fazer,
MC X-Large
Sprisse Club, Netzbodenstr. 23,
Pratteln. 21 Uhr

JAZZ/KLASSIK

Cléber Alves Quarteto
The Bird's Eye Jazz Club,
Kohlenberg 20, Basel. 20.30 Uhr

Galakonzert der Stadtmusik Basel
«Sacri Monti»
Stadtcasino, Steinenberg 14,
Basel. 20 Uhr

Mauricio, Dieter, Sylvano, Luciano et les autres
Théâtre Musical
Gare du Nord, Schwarzwaldallee 200,
Basel. 20 Uhr

Sinfonieorchester Basel
Im Wohnzimmer
Stadtcasino, Steinenberg 14,
Basel. 16 Uhr

Neues Orchester Basel
Solistin: Mirjana Reinhard
(Violoncello), Leitung: Bela Guyas.
3. Abonnementskonzert, Winterkonzert
Stadtkirche Liestal, Liestal. 20 Uhr

Jahreskonzert der Stadtmusik Lörrach e.V. 1756
2012 - Jahr des Weltuntergangs?
Burghof, Herrenstr. 5, Lörrach. 20 Uhr

TANZ

SAND
Ein Tanztheaterprojekt von Sebastian
Nübling und Ives Thuwis-De Leeuw
Kaserne, Klybeckstrasse 1b,
Basel. 20 Uhr

Don't Touch
Über das Tabu des Scheiterns
H95 Raum für Kultur,
Horburgstr. 95, Basel. 20 Uhr

Subterranean Winds - Vents Souterrains
Theater Roxy, Muttenezstr. 6,
Birsfelden. 20 Uhr

VORTRAG/LESUNG

Das sich steigernde Interesse für andere Menschen - Geheimnis der Genialität
Vortrag von Christine Engels
Goetheanum, Rütliweg 45,
Dornach. 15 Uhr

Novalis poetischer Entwurf und seine Weiterentwicklung in der Schönen Wissenschaft
Über die Gemeinsamkeiten der
Poesie des Novalis und der Dichtung
Albert Steffens.
Vortrag von Reinhard Bode
Goetheanum, Rütliweg 45,
Dornach. 9 Uhr

Lesetour 2012
Wörterseh Verlag
Grand Hotel Les Trois Rois,
Blumenrain 8, Basel. 20.30 Uhr

Eurythmie - Getanzte Farben und Worte
«Rhythmische Körper - Tankultur
der Jahrhundertwende um
1900» & «25.920: ICH». Vortrag
von Gabriele Brandstetter,
Theaterwissenschaftlerin an der
Freien Universität Berlin, und
Eurythmieaufführung von Vera
Koppehel (Komposition: Paul Giger,
Bühnenbild: Olaf Auer)
Vitra Design Museum,
Charles-Eames-Str. 1,
Weil am Rhein. 18 Uhr

DIVERSES

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Robert Schindel, Vom Unsagbaren.
Lyrikworkshop
Literaturhaus Basel,
Barfüssergasse 3, Basel. 9 Uhr

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Literarischer Spaziergang: Poesie pur.
Leitung: Martina Kuoni
Literaturhaus Basel,
Barfüssergasse 3, Basel. 13.15 Uhr

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Lyrik und Übersetzung.
Mit Leta Semadeni, Fabio Pusterla &
Antoine Emaz
Literaturhaus Basel,
Barfüssergasse 3, Basel. 15 Uhr

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Durs Grünbein.
Moderation: Wolfram Malte Fues
Literaturhaus Basel,
Barfüssergasse 3, Basel. 19.30 Uhr

Kinderverkehrsgarten
Aktienmühle, Gärtnerstrasse 46,
Basel. 15 Uhr

Mother Africa
The 5th Anniversary Tour
Messe Basel, Messeplatz 25,
Basel. 20 Uhr

Pilgernd durch das Jahr 2012
Auf dem Basel- Jura - DreiSeen
Jakobsweg von Basel nach Payerne.
Teilabschnitt 1: Basel - Aesch
Treffpunkt: vor dem Eingang des
Basler Münsters, Rittergasse 3,
Basel. 10 Uhr

Sehnsucht Afrika
Von Aschi Widmer
baz.cityforum beim Aeschenplatz,
Eingang Dufourstrasse 49,
Basel. 17 Uhr

Spielboden
Aktienmühle, Gärtnerstrasse 46,
Basel. 14.30 Uhr

Steinerschulen öffnen ihren Unterricht
Steiner Schulen Region Basel,
Basel.

Ferrari
Pantheon Basel, Hofackerstr. 72,
Muttenz. 10 Uhr

Hallenflohmarkt in Therwil
Mehrzweckhalle,
Bahnhofstrasse 36A, Therwil. 9 Uhr

Öffentliche Führungen durch die Ausstellung
«Rudolf Steiner -
Die Alchemie des Alltags»
Vitra Design Museum,
Charles-Eames-Str. 1,
Weil am Rhein. 11 Uhr

SONNTAG 29.1.2012

AUSSTELLUNGEN

Anatomisches Museum der Universität Basel
Die verschiedenen
Gesichter des Gesichts
Pestalozzistr. 20, Basel

Antikemuseum Basel und Sammlung Ludwig
Sex, Drugs und Leierspiel
St. Alban-Graben 5, Basel

Cargo Kultur Bar
Türme & Quadrate
St. Johanns-Rheinweg 46, Basel

Cartoonmuseum Basel
How to Love
St. Alban-Vorstadt 28, Basel

Jüdisches Museum Schweiz
Warnung: Kommunizieren gefährdet
Kornhausgasse 8, Basel

Kunsthalle Basel
Week / When You Leave,
Walk Out Backwards, So I'll
Think You're Walking in
Steinenberg 7, Basel

Kunstmuseum Basel
Malerei auf Papier -
Josef Albers in Amerika
St. Alban-Graben 16, Basel

Anzeigen

Kunsthau Zürich

Bilderwahl! Encoding Reality / Landschaft und Pastell Heimplatz 1, Zürich

Landesmuseum Zürich

C'est la vie. Pressebilder seit 1940 / Schöne Seiten Museumsstr. 2, Zürich

THEATER

5 Joor Fasnachtskiechli 2012

Vorfasnachtsveranstaltung mit Almi & Salvi Scala, Freie Str. 89, Basel. 18 Uhr

Ali Baba und die 40 Räuber

Basler Kindertheater, Schützengraben 9, Basel. 15 Uhr

Der zerbrochne Krug

Theater Basel, Theaterstr. 7, Basel. 19.15 Uhr

Elisabeth

Die wahre Geschichte der Sissi Musical Theater, Feldbergstr. 151, Basel. 14.30 & 19.30 Uhr

Frau Holle

Das Ensemble der Fauteuil-Märchenbühne Theater Fauteuil-Tabouretti, Spalenberg 12, Basel. 11 Uhr

Glaibasler Charivari 2012

Volkshaus, Rebgrasse 12, Basel. 20 Uhr

Hi-Hi-Hilfe! Kommissar Spüürli's neuster Fall

Fasnachtsbändeli 2012 Familienpass-Vorstellung Theater Arlecchino, Amerbachstrasse 14, Basel. 11 Uhr

Kamillentee für Brumm

Figurentheater Margrit Gysin Vorstandstheater, St. Alban-Vorstadt 12, Basel. 11 Uhr

Krabat

Schauspielhaus, Steinentorstr. 7, Basel. 16 Uhr

Mimösi 2012 - «Ai gross Gschnäder»

Eine köstliche Fasnachtsrevue Häbse Theater, Klingentalstrasse 79, Basel. 14.30 & 19.30 Uhr

Pfyfferli 2012

Vorfasnachtsveranstaltung «Das Bijou der Basler Fasnacht» Theater Fauteuil-Tabouretti, Spalenberg 12, Basel. 17 Uhr

S'Ridicule 2012

Die poetische Vorfasnachtsveranstaltung der Helmut Förnbacher Theater Company Förnbacher Theater, Schwarzwaldallee 200, Basel. 18 Uhr

S'Hexewäldli

Eine Produktion von Figurentheater Claudine Kölbener (Appenzell) Basler Marionetten Theater, Münsterplatz 8, Basel. 15 Uhr

Wirrlote 2012

Vorfasnachtsveranstaltung von und mit D. Buser, W. Niedermann & R. Suter Theater Fauteuil-Tabouretti, Spalenberg 12, Basel. 18 Uhr

15 Zentimeter

Basler Montags Theater Alfa Theater, Hauptstrasse 15, Birsfelden. 19 Uhr

Der Heiratsantrag & Der Bär

Basler Montags Theater Alfa Theater, Hauptstrasse 15, Birsfelden. 16 Uhr

Kultwerk #14

«One: Number 31»

Am 28. Januar würde Jackson Pollock, der Erfinder des Action Painting, 100 Jahre alt. Von Karen N. Gerig



Arbeit am Mythos: Jackson Pollock tröpfelt sein Bild Nummer 31. Foto: Hans Namuth

Tropf, tropf, machte der Pinsel und führte die Farbe in einer Spur über die am Boden liegende Leinwand. Drip Painting – Tropf-Malerei – nannte sich diese Technik, an welcher Jackson Pollock bald Gefallen fand. Max Ernst hatte sie 1942 als erster in seinem Bild «Der verwirnte Planet» benutzt. So richtig warm wurde der deutsche Surrealist mit dieser Technik aber nie, und so konnte der Amerikaner Pollock nicht nur in seine Fussstapfen treten, sondern sich die Technik gleich meisterhaft zu eigen machen – so zu eigen, dass kaum mehr einer weiss, dass Max Ernst am Anfang stand.

1946 wars, als Jackson Pollock, der chronische Alkoholiker, sich aus einer Schaffenskrise zu befreien suchte. Beeinflusst von den Werken der europäischen Moderne, von Kubismus und Surrealismus hatte Pollock nie zu einem wirklich eigenen Stil gefunden. Dripping war für ihn wie ein Befreiungsschlag: Er liess Farbe auf riesige, am Boden liegende Leinwände tropfen und fliessen, schüttete sie aus einem Topf, sprühte sie grossflächig darüber, kleckste oder spachtelte sie dick darauf. «Jack the Dripper» wurde konsequenterweise Pollocks Übername, ihm verpasst von einem Journalisten des «Time Magazine».

Plötzlich stand das fertige Kunstwerk nicht mehr im Vordergrund, sondern der Fertigungsprozess. Der Körper war gefragt, die Bewegung. Das Malen wurde zum Akt,

und die Kunstwelt war entzückt vom neu erfundenen Action Painting.

1950 beschloss der Fotograf Hans Namuth, Pollock bei der Arbeit zu dokumentieren. Dafür packte er die Foto- und die Videokamera ein und beobachtete den Maler wochenlang in seinem Atelier in East Hampton. Pollock sei nicht gerade begeistert gewesen, heisst es, doch seine Frau Lee Krasner, die um den Wert medialer Arbeit wusste, überzeugte ihn von der Wichtigkeit. Zwei Filme entstanden so zwischen Juli und November, plus hunderte Fotografien. Sie zeigen Pollock bei der Arbeit an «One: Number 31» und «Autumn Rhythm: Number 30». Die Fotostrecke, die 1951 in der Kunstzeitschrift «Portfolio» veröffentlicht wurde, half mit, den Mythos Pollock zu begründen: Sie veränderte die Sichtweise des Publikums auf sein Werk.

Die Arbeit mit dem ambitionierten Fotografen hatte Pollock ausgelaut. Zwei Jahre lang hatte er keinen Alkohol angerührt, nun kippte er ihn wieder herunter. Er malte immer weniger, bis er Ende 1954 das Malen ganz aufgab. Im August 1956 starb Jackson Pollock bei einem Autounfall: Nach einem Whiskygelage fuhr er gegen einen Baum und war sofort tot. Der Mythos lebt bis heute weiter. **Webcode: @assyb**

In dieser Rubrik stellen wir jeweils ein Kultwerk vor, das in keiner Sammlung fehlen sollte.

Die sieben Fohlen

Farbiges Transparentbilderspiel. Norwegisches Märchen Goetheanum, Rütliweg 45, Dornach. 11 Uhr

Die kahli Sängerin

Ein absurd-musikalischer Sprachaufenthalt für Klein und Gross. Reif & Grün Basel Theater Palazzo, am Bahnhofplatz, Liestal. 11 Uhr

POP/ROCK

The Wattican Punk Ballet

Funky Psychedelic Dance Pop Punk Grenzwert Bar, Rheingasse 3, Basel. 21 Uhr

Ungehinderte Musik

Die «Schule für ungehinderte Musik» (SFUM) präsentiert Unerhörtes. Mit dabei: «Die Einweicher» Quartierhalle Quersfeld, Dornacherstr. 192, Basel. 19 Uhr

L'Orchestre d'Hommes - Orchestres

Performs Tom Waits Burghof, Herrenstr. 5, Lörrach. 20 Uhr

The Musical Box Performs Genesis

Kongresshaus, Gotthardstrasse 5, Zürich. 20 Uhr

PARTY

Cu at Sunday

Charts, Electro, House CU Club, Steinentorstr. 35, Basel. 21 Uhr

Latino Night

Hip-Hop, Latin, Merengue DJ Flow Dancing Plaza Club, Riehenring 45, Basel. 22 Uhr

Tango Schnupperkurs

«Tango 1900» Latin DJ Mathis Tanzpalast, Güterstr. 82, Basel. 19 Uhr

Tango Sonntagsmilonga

Latin DJ Michael Tanzpalast, Güterstr. 82, Basel. 20.30 Uhr

Anzeigen

2x NEIN
Parkrauminitiative und Gegenvorschlag am 5. Februar

Mehr Parkplätze = noch mehr Verkehr in den Quartieren

Verkehrs-Club der Schweiz **VCS**

SONNTAG
29.1.2012

JAZZ/KLASSIK

Brahms-Trio Moskau
Stadtcasino, Steinenberg 14, Basel. 11 Uhr

Chormusik aus der Schweiz
Voixlä Kammerchor, Jürg Siegrist, Leitung: Balthasar Streiff, Alphorn, Büchel. Werke von Willy Burkhard, Adolf Brunner u.a.
Waisenhauskirche, Wettsteinplatz, Basel. 17 Uhr

Neues Orchester Basel
Solistin: Mirjana Reinhard (Violoncello), Leitung: Bela Guyas.
3. Abonnementskonzert, Winterkonzert Martinskirche, Martinskirchplatz 4, Basel. 17 Uhr

Titus beflügelt
Sergej Prokofjew (1891–1953): Das Gesamtwerk für Violine und Klavier.
Martin Bauder (Violine), Benjamin Kellerhals (Klavier)
Titus Kirche, Im Tiefen Boden 75, Basel. 17 Uhr

«First Choice»
10 Jahre Maison 44 (2002–2012). Eröffnungskonzert des Jubiläumjahres
Maison 44, Steinenring 44, Basel. 17 Uhr

Connaissez-vous: Innovations Françaises
Ursula Holliger (Harfe), Peter-Lukas Graf (Flöte), Thomas Wicky-Stamm (Violine), Veit Benedikt Hertenstein (Viola), Emanuel Graf (Violoncello).
Werke von: Claude Debussy, Maurice Ravel, Henry Dutilleux, Albert Roussel
Dorfkirche, Kirchplatz 5, Riehen. 17 Uhr

TANZ

The Fairy Queen
Uraufführung
Theater Basel, Theaterstr. 7, Basel. 19 Uhr

Don't Touch
Über das Tabu des Scheiterns
H95 Raum für Kultur, Horburgstr. 95, Basel. 17 Uhr

VORTRAG/LESUNG

Das Rätsel der Schönheit
Vortrag von Hans-Peter Egloff
Goetheanum, Rütliweg 45, Dornach. 9. Uhr

Die Chance der menschlichen Unvollkommenheit
Vortrag von Florian Osswald.
Mit Aussprache.
Goetheanum, Rütliweg 45, Dornach. 9.30 Uhr

Stine
Wintergäste 2012 –
Von Puppenmenschen
Lesung mit Chantal Le Moign, Marie Jung, Stefan Saborowski
Theater Palazzo, am Bahnhofplatz, Liestal. 16.30 Uhr

Wochenendlich in Fiesch

Spektakuläres Alpenpanorama und Pulver ohne Ende: Allein dafür lohnt sich die Reise ins Wallis. *Von Dani Winter*



Am Tag dem «Horu» entgegen, am Abend ein Sprizz in der «Talstation». Fotos: Dani Winter

Das Goms gehört zu den schönsten Wintersportregionen der Schweiz. Nur sieht man davon nichts, wenn man zum Skifahren oder Snowboarden kommt. Dann muss man spätestens in Fiesch die Matterhorn-Gotthard-Bahn verlassen, um auf die Piste zu kommen. Aber wer zu spät aus den Federn gekrochen ist, um noch am Anreisetag aufs Brett zu steigen, sollte auf jeden Fall einen Abstecher weiter nach hinten ins Tal machen. Je weiter man Richtung Andermatt kommt, umso malerischer das Obergoms.

Uns reichts leider nur bis Niederwald. Aber schon dort ist alles viel verwandelt. Die Schulkinder, die mit der Bahn nach Hause kommen, scheinen tatsächlich in diesen urchigen Blockhäusern zu wohnen, aus denen – neben den auf Steinscheiben stehenden Spychern – das ganze Dorf besteht. In Niederwald wurde übrigens der König der Hoteliers, César Ritz, geboren. Der Wirt in der Beiz, an deren Eingang ein Schild mit Ritz-Logo prangt, scheint durchaus ein Steak braten zu können. Uns muss ein Gläschen Muscat genügen, denn in Fiesch ist jetzt unser Zimmer bezugsbereit.

Im Bed & Breakfast Baumhaus ist jedes Zimmer aus einem anderen Holz geschnitzt. Wir kriegen die Fichte. Das ökologisch gebaute und nachhaltig betriebene Haus ist schlicht und sauber, die Leute sind nett, das Zmorge mit lokalen Bio-Produkten fein und obendrein ist das alles absolut zahlbar. Das Haus liegt nur fünf Gehminuten von der Talstation entfernt. Das Brett bringt man am Abend im Dorf in den Service und bekommt es am nächsten Morgen auf dem Berg zurück. Der erstklassig durchgeführte Service kostet 60 Franken.

Kommen wir endlich zur Sache, derentwegen wir eigentlich hergekommen sind: zum Boarden. Das geht auf den frisch gepuderten Pisten wie durch Butter. Wenn man von der Fiescher- zur Bettmeralp fährt, hat man am Horizont das Matterhorn (oder, wie es der Eingeborene nennt: «Horu») vor Augen. Und, wenn man an der richtigen Stelle hält, den Aletschgletscher zu Füßen. Der ist

übrigens vom Fiescherhorn aus am schönsten. Die schwarze Piste dort sollte aber nur in Angriff nehmen, wer enge Wege fahren kann – und schwindelfrei ist.

Der Publikumsandrang hält sich angenehm in Grenzen. Die Deutschen haben halt kein Geld mehr. Man sieht fast mehr Holländer und Skandinavier. Selbst als am Samstag das Ticket für die gesamte Aletscharena (Rieder-, Bettmer- und Fiescheralp) für 20 Franken verramscht wird, stehen wir keine fünf Minuten an.

Als wir uns vor eisigen Morgenböen ins Berghaus Kühboden verziehen, stellen wir fest, dass das Interieur in den letzten zehn Jahren modernisiert wurde. Der «Cappuccino» kommt aber immer noch in einem abartigen Mucheli und schmeckt auch gleich wie früher. Fakt ist: Wegen lukullischer Erlebnisse muss man nicht nach Fiesch reisen. Die einzige Beiz im Dorf mit einem Ritz-Schild ist die Walliser Kanne beim Bahnhof. Und die hat offenbar kürzlich dichtgemacht. Die Leute schlafen heute eben grösstenteils in den Feriendörfern und Hotels oben bei den Pisten. Dafür verpassen sie den gemütlichen Apérol Sprizz unter Einheimischen in der «Talstation».

Als wir aus Fiesch abreisen, wird uns ein weiterer Vorteil gewahrt: Weil wir vor den Gästen aus Betten und Rieden einsteigen, haben wir deutlich mehr Platz im Zug.
Webcode: @assya

- Abfahren:** Die Tageskarte für die Aletscharena kostet 53 Franken.
- Abhängen:** In der «Talstation» kostet der Apérol Sprizz lumpige 6 Franken.
- Ab schnarchen:** Im B&B Baumhaus kostet ein DZ 140 Franken.
- Ab tanzen:** Im «Inch» bei der Talstation gibt es an den Wochenenden Livemusik.

Weitere Fotos und Adressen sowie eine übersichtliche Karte finden Sie online auf tageswoche.ch, indem Sie den grünen Webcode im Suchfeld eingeben.

DIVERSES

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Basler Lyrikpreis für Klaus Merz
Literaturhaus Basel, Barfüssergasse 3, Basel. 11 Uhr

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Norbert Lange & Astrid Schleinitz.
Moderation: Urs Allemann und Peter Gisi
Literaturhaus Basel, Barfüssergasse 3, Basel. 13 Uhr

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Barbara Köhler & Robert Schindel.
Moderation: Rudolf Bussmann und Ingrid Fichtner
Literaturhaus Basel, Barfüssergasse 3, Basel. 15 Uhr

9. Internationales Lyrikfestival Basel
Lyrikperformance: Hommage an Hugo Ball (1886–1927).
Mit Urs Allemann
Literaturhaus Basel, Barfüssergasse 3, Basel. 16.45 Uhr

Die Rache der Talentierten – Florian Klein
Open Stage Nights
Cargo Kultur Bar, St. Johanns-Rheinweg 46, Basel. 20 Uhr

GrenzgängerSlam
Der 20. Poetry Slam
Kulturpavillon, Freiburgerstrasse 80, Basel. 20 Uhr

Nosferatu
Von Friedrich W. Murnau.
Sonderveranstaltung
Kult.kino atelier, Theaterpassage 7, Basel. 12 Uhr

Schmutziger Handel in edlen Räum
Auf den Spuren des Sklavenhandels in Basel. Führung mit Kevin Heinger
Historisches Museum Basel: Haus zum Kirschgarten, Elisabethenstr. 27/29, Basel. 11.15 Uhr

Sonntagsführungen in der Sonderausstellung
«Knochenarbeit. Wenn Skelette erzählen»
Naturhistorisches Museum Basel, Augustinerstrasse 2, Basel. 14 Uhr

Ideen von Friedrich Schiller, Rudolf Steiner und Martin Buber
Mitwirkende: Franziska Schmidt von Nell, Paul Mackay und Annela Lohn.
Podiumsgespräch
Goetheanum, Rütliweg 45, Dornach. 11.15 Uhr

Stine
Wintergäste 2012 –
Von Puppenmenschen
Burghof, Herrenstr. 5, Lössrath. 11 Uhr

Ferrari
Pantheon Basel, Hofackerstr. 72, MuttENZ. 10 Uhr

Musikbörse
ZZ, Kraftwerkstr. 4, Pratteln. 12 Uhr

Hallenflohmarkt in Therwil
Mehrweckhalle, Bahnhofstrasse 36A, Therwil. 10 Uhr

Öffentliche Führungen durch die Ausstellung
«Rudolf Steiner – Die Alchemie des Alltags»
Vittra Design Museum, Charles-Earnes-Str. 1, Weil am Rhein. 11 Uhr



Als Demonstrieren noch anständig war: Die jugendlichen Männer gehen auf die Strasse, um im Fackelschein gegen ein kirchenkritisches Drama zu protestieren.

Aus dem Fotoarchiv von Kurt Wyss

Disziplin gegen Reflexion

Eine Theateraufführung bringt die Stadt Basel in Aufruhr: Der Dramatiker Rolf Hochhuth klagt den Papst an und mobilisiert die Kritiker.
 Von Georg Kreis

Im Basler Stadttheater soll als schweizerische Premiere Rolf Hochhuths Drama «Der Stellvertreter» aufgeführt werden, ein Stück, das den «Heiligen Vater» der Kriegszeit, Papst Pius XII., anklagt, weil er zu den Judenverfolgungen geschwiegen hat. Die Aufführung lässt sich nicht verhindern, protestiert wird trotzdem.

Die jungen Protestler strahlen Gelassenheit aus, blicken ruhig in die Kamera, leicht stolz darauf, dass sie nun abgebildet werden. Sie wollen, dass «unsere Jugend» geschützt wird. Dahinter ein bereits weniger junger Knabe, der etwas «abgesetzt» haben möchte.

Keine Frauen, man ist auf der Strasse und es ist schliesslich Nacht. Wann: am 24. September 1963. Die Fackeln sind die üblichen Umzugsutensilien vor allem der 30er-, 40er- und 50er-Jahre, aber beinahe eine Vorankündigung von «1968», bloss mit umgekehrten Vorzeichen.

Für die Veranstalter ist das ein ideales Politbild, weil es sich selbst mitteilt, indem es sagt, wogegen man ist. Auf anderen Bildern der gleichen Serie (wos dann doch auch Frauen hat) kann man noch lesen: Hochhuth wolle NS-Deutschland entlasten, indem er den Vatikan belaste. Billige Rhetorik.

Schwer entzifferbar kann man im Hintergrund lesen: «Bringt endlich schwei-zer...» wohl Dramen oder Dramatiker. Das wäre inzwischen auch kein Rezept mehr, wenn man unkritische Kost wünscht. Typisch, dass man die hier störende Kontroverse als deutschen Disput gleichsam nach Hause schicken möchte. Noch hatte die Schweiz ihre eigene diesbezügliche Vergangenheit kaum wahrgenommen.

Diesem Abend war eine breite Debatte vorausgegangen, an der sich zum Beispiel auch der Philosoph Karl Jaspers beteiligte. Im Grossen Rat wunderte sich jemand, dass Theater heutzutage noch eine so grosse Wirkung hat. Heute würde diese Thematik allerdings kaum mehr empören. Was brauchte es in unseren Tagen, dass man etwas als Skandal empfände? Wohl verstanden auch und vor allem darum, weil es mit «unserem» Steuergeld subventioniert wird. Gleich geblieben sind die Argumente gegen kritische Zeitgeschichte. Auf einem hier nicht sichtbaren Transparent wurde dem Autor die Legitimität abgesprochen, weil er zu den Spätgeborenen gehöre: «Hochhuth war damals noch ein Knabe.»

Was braucht es in unseren Tagen, dass man etwas als Skandal empfände?

Für konservative Katholiken war es leicht, den konkreten und inzwischen breit anerkannten Kritikpunkt als Generalangriff gleich auf den ganzen Glauben und auf die Kirche zu deuten. Die Hauptsorge galt aber nicht dem Angriff von aussen, dem Angriff der Reformierten, Sozialisten und Gottlosen, sondern der Disziplin im eigenen Lager. Es sollte keine Katholiken geben, die wegen kritischer Reflexion autoritäre Vorgaben in Frage stellten. Inzwischen haben sich mindestens nördlich der Alpen die Verhältnisse stark verändert. [Webcode: @assxz](#)

Kinoprogramm vom 27. Januar bis 1. Februar

Basel

CAPITOL

Steinenvorstadt 36, kitag.com
The Girl with the Dragon Tattoo [16/16 J]
 13.45/17.00 Fr-Mo/Mi 20.15 E/d/f
Man on a Ledge [12/9 J]
 14.00 Fr-Mo/Mi 20.15 E/d/f
Drive [16/16 J]
 17.00 E/d/f

KULT.KINO ATELIER

Theaterstrasse 7, kultkino.ch
Die Kinder vom Napf [7 J]
 16.30 Fr/Mo/Mi 12.00 Dialekt
Bottled Life [12 J]
 Fr/Mo/Mi 12.15 D
Le Havre [12 J]
 Fr/Mo/Mi 12.20 F/d
Happy Happy [14 J]
 13.45 Ov/d/f
Gerhard Richter Painting
 14.00 D
The Artist [8 J]
 14.15/21.00 ohne Dialog
 Vorfilm: Salty Times
Intouchables [12 J]
 15.30/18.00/18.30/20.30 F/d
Der Verdingbub [12 J]
 16.15 Dialekt
Le gamin au vélo [12 J]
 18.45 F/d
 Vorfilm: Wenn der Wind dreht
Poulet aux prunes [12 J]
 20.45 F/d
Halt auf freier Strecke
 So 11.00 D
 Anschl. Gespräch;
 Moderation: Xaver Pfister
Pina - 3D
 So 11.30 D
Nosferatu (1922)
 So 12.00 Stumm
 Anschl. Gespräch mit Fadrina Arpagaus
 und Michael Sennhauser

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1, kultkino.ch
Atmen
 Fr/Sa/Mo-Mi 14.15/19.15/21.15 So 18.15/20.15 D
Dreiviertelmond [12 J]
 Fr/Sa/Mo-Mi 14.30/18.45/21.00
 So 13.30/17.45/20.00 D
Glauser
 Fr/Sa/Mo-Mi 16.15 So 15.15 D
Halt auf freier Strecke [10 J]
 Fr/Sa/Mo-Mi 16.30 So 15.30 D
Eine ruhige Jacke
 Fr/Sa/Mo-Mi 17.45 So 16.45 Dialekt
Melancholia [14 J]
 So 11.00 Ov/d
Habemus Papam [12 J]
 So 11.15 J/d
Gatos viejos [14 J]
 So 13.15 Sp/d/f

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34, kultkino.ch
The Descendants [11 J]
 15.30/18.00/20.30 E/d/f
Ursula - Leben in Anderswo
 So 11.30 Dialekt
The Substance
 So 13.30 Ov/d

NEUES KINO

Klybeckstr. 247, neueskinobasel.ch
La Boule d'Or
 Fr 21.00 F
Wild Style
 Fr 21.01 E/d
Kurz & Knapp 16 - Schweizer Kurzfilme
 Sa 21.00 Ov

PATHÉ EL Dorado

Steinenvorstadt 67, pathe.ch
The Artist [8/5 J]
 12.50/15.00/17.15/19.30 Ov
Hysteria [14/11 J]
 13.00/15.10/19.30 E/d/f
Rubbeldiekatz [12/9 J]
 17.15/21.40 D
The Ides of March [12/9 J]
 21.45 E/d/f

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55, pathe.ch
Sherlock Holmes: Spiel im Schatten [14/11 J]
 Fr/Mo/Di 12.30 Fr/Di 17.50 Fr 20.45
 Sa/Mo/Mi 15.10 Sa 23.30 D Fr/Di 15.10
 Fr 23.30 Sa-Mo/Mi 17.50/20.45 E/d/f
Der gestiefelte Kater - 3D [8/5 J]
 13.00 Sa/So/Mi 15.00 So 11.00 D
Jack und Jill [12/9 J]
 13.00/15.00 Fr/Di 21.00
 Sa-Mo/Mi 17.00/19.00 D
 Fr/Di 17.00/19.00 Sa-Mo/Mi 21.00 E/d/f
Cave of Forgotten Dreams - 3D [6/3 J]
 13.15 So 10.15 E/d/f
Intouchables [12/9 J]
 13.30/16.00/18.45/21.15 Fr/Sa 23.45
 So 10.45 Ov/d
Familie und andere Angelegenheiten -
The Descendants [11/8 J]
 Fr/Di 13.30/18.45 Fr 23.50
 Sa-Mo/Mi 16.00/21.15 E/d/f
 Fr/Di 16.00/21.15 Sa-Mo/Mi 13.30/18.45
 Sa 23.50 So 10.45 D
Verblendung -
The Girl with the Dragon Tattoo [16/13 J]
 13.45 Fr/Di 20.30 Sa-Mo/Mi 17.00
 Sa 23.45 D Fr/Di 17.00 Fr 23.45
 Sa-Mo/Mi 20.30 E/d/f
Mission: Impossible 4 [14/11 J]
 Fr/Di 14.00 Sa-Mo/Mi 19.15 E/d/f
 Fr/Di 19.15 Sa-Mo/Mi 14.00 So 11.00 D
Ein riskanter Plan - Man on a Ledge [12/9 J]
 Fr/Mo/Di 15.00 Fr/Di 21.45
 Sa-Mo/Mi 17.15/19.30 Sa 00.20 D
 Fr/Di 17.15/19.30 Fr 00.20
 Sa-Mo/Mi 21.45 E/d/f
J. Edgar [11/8 J]
 15.20/18.10/21.00 E/d/f
Drive [16/13 J]
 Fr/Di 16.50/22.00 Sa 00.15 E/d/f
 Fr 00.15 Sa-Mo/Mi 16.50/22.00 D
Blutprinz [13/10 J]
 Fr/Sa 23.15 D
Deine Zeit läuft ab - In Time [14/11 J]
 Fr/Sa 00.01 D
Alvin und die Chipmunks 3 [6/3 J]
 Sa/So/Mi 13.10 So 11.00 D
Happy Feet 2 - 3D [6/3 J]
 So 10.45 D
Mein Freund der Delfin - 3D [6/3 J]
 So 11.15 D
Die Muppets
 So 15.10 D
Tinker Tailor Soldier Spy [13/10 J]
 Di 20.45 E/d/f

PATHÉ PLAZA

Steinertorstrasse 8, pathe.ch
Fünf Freunde [6/3 J]
 13.00/15.00 D
Cave of Forgotten Dreams - 3D [6/3 J]
 19.10 Fr/Mo/Di 17.10 E/d/f
Ziemlich beste Freunde -
Intouchables [12/9 J]
 21.15 Fr/Sa 23.45 D
Alvin und die Chipmunks 3 [6/3 J]
 Sa/So/Mi 17.10 D

REX

Steinen 29, kitag.com
The Descendants [11/8 J]
 14.30 Fr-Mo/Mi 20.30 E/d/f
Ziemlich beste Freunde -
Intouchables [13/10 J]
 15.00/18.00 Fr-Mo/Mi 21.00 D
J. Edgar [12/9 J]
 17.30 E/d/f

STADTKINO

Klostergasse 5, stadtkinobasel.ch
Another Earth
 Fr 15.15 So 17.30 E/d
French Cancan
 Fr 17.30 F/e/d
Jeremiah Johnson
 Fr 20.00 E/d
The Last Hunt
 Fr 22.15 Sa 17.30 E/d
Pépé le Moko
 Sa 15.15 F/d
Des gens sans importance
 Sa 20.00 So 15.15 F/e
True Grit
 Sa 22.15 E/d/f
Pale Rider
 So 15.15 E/d/f
The Claim
 So 20.00 E/d
Deux hommes dans la ville
 Mo 18.30 F/d
The Shootist
 Mo 21.00 E/d
Ein Filmabend
 Di 20.00
Mein liebster Feind
 Mi 18.30 Ov/d
Rashomon
 Mi 21.00 Jap/d/f

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16, kitag.com
The Artist [8/5 J]
 14.00 Fr-Mo/Mi 18.30/21.00 Di 17.15 E/d/f
Carnage [14/11 J]
 Fr-Mo/Mi 16.30 E/d/f

Frick

MONTI

Kaistenbergstr. 5, fricks-monti.ch
Intouchables [12/10 J]
 Fr-Mo/Mi 20.15 F/d
Verblendung -
The Girl with the Dragon Tattoo [16/14 J]
 Fr/Sa 22.30 D
Der Verdingbub [14/12 J]
 Sa/So 17.30 Dialekt
Happy Feet 2 [6/4 J]
 So 13.30 D
Alvin und die Chipmunks 3 [6/4 J]
 So 15.30 D

Liestal

ORIS

Kanonengasse 15, oris-liestal.ch
Jack und Jill [12/9 J]
 20.15 Sa/So 18.00 D
Mein Freund der Delfin [6 J]
 Sa/So/Mi 13.30 D
Alvin und die Chipmunks 3 [6 J]
 Sa/So/Mi 16.00 D

SPUTNIK

Poststr. 2, palazzo.ch
Intouchables [13 J]
 17.45/20.15 So 15.15 F/d
Glauser [14 J]
 Sa 16.00 Dialekt
Ursula - Leben in Anderswo
 So 11.00 Dialekt
Die Kinder vom Napf [7 J]
 So 13.00 Mi 15.00 Dialekt

Sissach

PALACE

Felsenstrasse 3a, palacesissach.ch
Intouchables [12/9 J]
 20.30 F/d
Bottled Life [12/9 J]
 Sa-Mo 18.00 D
Der Verdingbub [12/9 J]
 So 10.30 Dialekt

Anzeigen

Ein ruhiges Drama um einen Jungen, der sich versucht zurück in die Gesellschaft zu kämpfen.

ATMEN

jetzt im kult.kino
CAMERA

www.atmen-derfilm.at

MIT DEM PATHÉ CINE PASS
KEINE VOPREMIEREN VERPASSEN!

Inns Kino so oft du willst!

37 CHF / MONAT*

Jetzt inklusive 3D Vorstellungen!

GÜLTIG IN ALLEN SCHWEIZER PATHÉ KINOS

*Konditionen und weitere Infos an unseren Kinokassen oder online unter www.pathe.ch

DIE MUPPETS
PATHÉ VOPREMIERE
SONNTAG, 29. JANUAR 2012
UM 15.10 UHR (D)
Tickets sind bereits erhältlich.

TINKER TAILOR SOLDIER SPY
PATHÉ VOPREMIERE
DIENSTAG, 31. JANUAR 2012
UM 20.45 UHR (Edf)
Tickets sind bereits erhältlich.

PATHÉ KÜCHLIN, EL Dorado & PLAZA • 4051 BASEL www.pathe.ch/basel